

Preussisch-Brandenburgische
Staatengeschichte.

Vierter Theil.

[Verf.: Friedrich
Leopold Brunn]

Verfasser des
Büchleins

Verlag

Fortsetzung
der Geschichte
der
Mark Brandenburg
und der damit verbundenen Staaten
vom Jahr 1688 bis zum
Jahre 1740.

Churfürst Friedrich III. erster Kö-
nig von Preussen.

Große, ausgezeichnete Thaten machten die Regierung des Vaters berühmt. Eine Begebenheit, welche nicht so sehr das Erstaunen, als die Bewunderung und Neugierde der Menschen reizte, machte die Regierung des Sohnes merkwürdig, und wies dem neugeschaffenen Reiche den letzten Platz neben den Königen in Europa an.

Friedrich war dreißig Jahre alt, als er seinem Vater in der Regierung folgte. Er war der einzig übrig gebliebene Sohn von Friedrich Wilhelms erster Gemahlin, Louise Henriette von Oranien; obgleich seine schwache und gebrechliche Leibesbeschaffenheit gegen seinen Bruder Nemil ihm kein langes Leben zu versprechen schien. Die Bosheit unterfang sich seine Stiefmutter, die ihn freylich nicht liebte, zu beschuldigen, daß sie ihn durch Gift habe aus dem Wege
* 2 räu-

räumen wollen, wovon ihn jedoch sein Gouverneur, der Freyherr Eberhard von Dankelmann durch ein Brechmittel noch glücklich gerettet habe; allein sein Alter, welches er bey seiner schwächlichen Gesundheit dennoch auf sechs und fünfzig Jahre brachte, widerlegte jene Verläumdung vollkommen.

Friedrich fand beym Antritt seiner Regierung seine Staaten in der besten Ordnung. Die Armee war in einem guten Stande und an der Spitze der Civilämter standen Männer, welche sich in denselben nicht nur die Achtung des vorigen Regenten, sondern auch die Verehrung eines jeden guten Bürgers erworben hatten. Das Geheimt-Raths Collegium erlitt daher auch keine Veränderung. Ueberzeugt von der G. schicklichkeit und Treue der alten Minister, bebielten sie alle ihre Posten, außer, daß Friedrich seinen Liebling, den Freyherrn Eberhard von Dankelmann, welcher ihn erzogen, und alle Unannehmlichkeiten seiner Jugend mit ihm getheilt hatte, darin aufnahm, und ihn kurz darauf zum Oberpräsidenten desselben ernannte. Die Armee schwur darauf dem neuen Regenten den Eid der Treue, so wie die Landstände, die Collegien und sämtliche Provinzen außer der Neumark; worauf das v. ä. l. Zeichenbegängniß mit einer Pracht begangen ward, dergleichen noch kein Regent des Brandenburgischen Hauses gehabt hatte.

So bald diese innerm Angelegenheiten besorgt, und einige andere nützliche, jedoch weniger erhebliche Einrichtungen getroffen waren, wandte Friedrich sein Augenmerk auf die äußeren zur Befestigung der Ruh- und Sicherheit seiner Staaten. Er schloß

Bünd-

Bündnisse mit Sachsen und Hannover, erneuere die Allianz mit Dänemark, wiewohl mit gänzlicher Ausschließung der Gottorpschen Sache, deren Verwickelung und Wichtigkeit man brandenburgischer seits sehr wohl voraussahe, bestätigte bald nachher die Allianz mit Schweden, worüber Dänemark einige Unruhe bezeugten, welches man aber bald zufrieden stellte, und knüpfte mit den Niederländern ein Freundschaftsbündniß, welches die Nothwendigkeit in der Folge sehr enge verband.

So wie Friedrich allen Königen und Fürsten in Europa den Tod seines Vaters und den Antritt seiner Regierung feierlich durch seine Gesandtschaften melden ließ, so war er auch der erste Fürst seines Hauses, welcher in der nemlichen Absicht eine eigene Gesandtschaft, den Johann Meyer, an die beiden Russischen Czaren, Johann und Peter nach Moscau schickte. Meyer sollte nicht nur die Freundschaft mit diesem Hofe befestigen und sich über die schlechte Aufführung des letzten Russischen Gesandten beschweren, sondern auch das in dem Jahre 1656 geschlossene Bündniß erneuern. Meyer kam im Monat December in Moskau an, und ward von beiden Czaren, denen er sowohl, als ihrer Schwester Sophie, beträchtliche Geschenke mitbrachte, sehr wohl aufgenommen. Den Unterthanen des Churhauses ward durch diese Gesandtschaft zu Smolensß und Wescow freie Handlung und den Refugies im Russischen Reiche ein sicherer Zufluchtsort versichert; der unversehnte Gesandte aber seines Amtes entsetzt, und ins Elend geschickt.

Friedrich erlebte in diesem Jahre die Freude, daß ihm seine Gemahlin am 18. August

gust einen Prinzen gebar, dem er den Namen Friedrich Wilhelm beilegte und dessen Taufzeugen der Kaiser und Ludwig der XIV. waren.

Mit Pohlen suchte der Churfürst besonders das gute Vernehmen zu unterhalten. Der König Johann Sobleski war mit den Türken in Streitigkeiten verwickelt. Er verlangte von Friedrich Hülfstruppen. Um also der Republik seine gute Gesinnung zu zeigen, sandte der Churfürst derselben 1000 Mann zu Fuß und 200 Reuter zu Hülf. Da diese Truppen den Marsch bis an die Gränze bereits angetreten hatten, ließ der König melden, daß er sie anjeho nicht bräuche; worauf dieses kleine Corpß wieder in seine Standquartire rückte. Indessen gab dieses Gelegenheit zur Erneuerung der Belauischen und Brombergischen Tractaten, welche dem Churfürsten sehr am Herzen lagen. Es ward also der Graf von Dohna als Gesandter nach Warschau geschickt, welcher durch seine Thätigkeit es auch dahin brachte, besonders, da er den Cardinal Radziejewski gewonnen hatte, daß das Bündniß zwischen Brandenburg und Pohlen unterm 20ten Julius bestätigt und obige Tractaten zwischen beyden Staaten erneuert wurden.

Dieses glückliche Einverständniß zwischen beiden Fürsten wäre indessen beynabe, sehr zur Unzeit für den Churfürsten, durch einen unangenehmen Vorfall unterbrochen worden. Die Verbindung der Prinzessin Radzivil gab die Veranlassung dazu. Diese Fürstin war die Wittve des Margrafen Ludwig. Sie war eine der reichsten Partien in Europa und der König von Pohlen hatte sie seinem ältesten Sohn, dem Prinzen Jacob

cob zur Gemahlin bestimmt. Schon bey Lebzeiten Friedrich Wilhelms hatte der Pfalzgraf Carl von Neuburg um sie angehalten; der Churfürstliche Hof wünschte diese Prinzessin aber mit einem protestantischen Fürsten zu vermählen. Der Pohnische Gesandte Casimir Bilinski, welcher um diese Zeit nach Berlin kam, warb indessen heimlich bey der Prinzessin für den Prinz Jacob. Allein mehrere vornehme Pohnische Senatoren hatten der Prinzessin von dem ältesten Sohne ihres Königs eine solche Schilderung gemacht, daß sie wohl keine große Zuneigung gegen ihn hegen konnte. Da sie aber doch den Prinzen gern zu sehen wünschte, so kam er incognito nach Berlin, und logirte bey dem Französischen Gesandten Gravelle. Der Churfürst wußte indessen die Ankunft dieses Prinzen schon vorher, welche Bilinski und die Prinzessin ihm leugneten. Es fielen auch nächtliche Unterredungen im Schlosse bey der letztern vor, welche der Churfürst sogleich erfahr, und der Prinzessin das Unanständige dieses Benehmens vorhalten ließ. Nunmehr zeigten sowohl der Französische, als Pohnische Gesandte die Anwesenheit des Pohnischen Prinzen im Hotel des erstern an; der Churfürst ließ darauf den Prinzen sogleich durch den Oberhofmeister von Grumckow komplementiren, den beiden erstern Herren aber eine derbe Antwort ertheilen. Ein französischer Obrist ward über die Gränze gebracht, und dem Legationssecretair, welcher vom Hofe schon Abschied genommen hatte, angedeutet binnen 24 Stunden Berlin zu verlassen.

Die Prinzessin Radzivil erklärte darauf, daß sie geneigt wäre, sich mit dem Prinz Jacob zu vermählen, und Jacob selbst betrieb diese

diese Angelegenheit mit großer Hitze. Er erbot sich, die Einwilligung des Churfürsten beizubringen und da dieser die Sache in die Länge zu ziehen suchte, beförderte die Prinzessin selbst die Absichten des Prinzen über alle Erwartung. Sie versprach ihm förmlich die Ehe, sie gaben einander die Ring darauf, und die Prinzessin versicherte ihm überdies noch durch eine besondere Schrift, aller ihrer Güter verlustig zu seyn, wenn sie ihr gegebenes Versprechen nicht hielte. Ueber diese fröliche Begebenheit erkent schickte der Prinz einen eigenen Courier an seine Mutter, und da er nun seine Angelegenheit auf das vorzüglichste eingeleitet zu haben glaubte, war er unbekannterweise dem Churfürsten an, gab sich ihm zu erkennen, und beurlaubte sich bei ihm in dem nemlichen Augenblick.

Nie war wohl ein Prinz fröhlicher in Ruths von Berlin abgereiset, als der Prinz Jacob. Aber nunmehr ging sein Mustern auf. Kaum hatte er die Churfürstl. Residenz verlassen, so kam der Pfalzgraf Carl von Neuburg hier an, ein Prinz, mit welchem Jacob in Ansehung der äußerlichen Bildung gar nicht zu vergleichen war. Die schöne, einnehmende Gestalt dieses Prinzen machte auf das Herz der Prinzessin einen so gewaltigen Eindruck, daß selbige von Grund an ihres geliebten Jacob's, ihrer Versprechungen, ihrer Verträge mit ihm, kurz alles gänzlich vergaß. Der Churfürst warnte den Wohlischen Gesandten Bilinski auf seiner Hut zu seyn, indem die Prinzessin einen übereilten Schritt begehen könnte; all in Bilinski glaubte die Prinzessin Radzivil sey jetzt dem Sohne seines Königs sicher genug. Unerdessen hatten die beiden Geliebten bey dem Kaiserlichen Gesandten, dem Grafen von Sternberg ein
nen

nen Besuch abgelegt. Von Liebez durchaus verblendet, feinten sich beide nach einer schnellen unauflöflichen Verbindung, und die Prinzefsin uneingedenk der feierlichften Verfprechungen, überredet durch den Pfalzgraf und Sternberg, willigte gern in eine ſchleunige Vermählung, welche ſie ſelbſt ſo gern wünfchte. In dem nehmlichen Augenblick beinahe, worinn ihre Liebe ſich entſponnen, wurden ſie auch vermählt und noch denſelben Abend im Hauſe des Kaiſers. Gefandren getraut; und damit nichts ihre Verbindung mehr trennen könnte, hielten ſie auch in der neulichen Nacht ihr Beilager. Dieſe machte eine Liebesgeſchichte mehr Aufſehen, als dieſe, und ſie war dem Churfürſt um ſo mißfälliger, je mehr er dadurch ſein Anſehen als Verwandter gekränkert, und ſich dem Unwillen des Pohlniſchen Hofes ausgeſetzt, glaubte. Er verwies alſo dieſe unanſtändige Aufſührung der Prinzefsin nachdrücklich, und entfernte ſie aus ſeinen Staaten. Nichts war dem Kaiſerlichen Hofe angenehmer, als dieſe Heurath rückgängig gemacht zu haben. Die Königin von Pohlen aber brach über dieſen Unfall in Thränen aus, wandte ſich an den Pabſt, um ſelbige zu caſſiren und ſuchte vergeblich fremde Mächte für dieſe Sache zu intereſſiren. Die Pohlen glaubten auch anfänglich wirklich, dieſe Vermählung wäre mit Bewilligung des Churfürſten geſchehen; allein der Brandenburgiſche Geſandte wußte ihnen dieſen Irthum ſehr leicht zu benehmen, ſo, daß ihr Unwille darüber geſült, und der Prinz Jacob ſich endlich durch andere Verſprechungen beruhigen ließ.

So wie dieſe Sache, als ſehr wichtig alle Hoffente beſchäftigte, ſo erregten die Anſprüche

Ansprüche, welche die Herzogin von Orleans an die Pfalz machte, die größte Aufmerksamkeit des Churfürstlichen Cabinets. Diese Ansprüche wurden nur zum Schein formirt. Die wahre Absicht Frankreichs war, sich in dem Besitze alles dessen, was es durch die Reunionskammer hätte in Besitz nehmen lassen, sicher zu stellen, und weil Louvois, entrüstet über eine üble Behandlung seines Königs, diesen Monarchen von den geringern Geschäften im innern seines Reichs abzulenken, und um sich in seinen Posten zu erhalten, einen größern Wirkungskreis geben wollte. Es ward also von Seiten Frankreichs sehr bald der Krieg gegen Deutschland erklärt, und binnen kurzen von dem gestreutesten Theile der Erde mit einer Wuth und Grausamkeit gegen mehrere wehrlose Provinzen geführt, daß das Andenken in jenen unglücklichen Gegenden bis jetzt noch nicht gänzlich vertilgt ist. Friedrich hatte an diesem Kriege noch nicht Antheil genommen, weil er erst den Ausgang der wichtigsten Unternehmung des Prinzen von Oranien gegen seinen Schwiegervater Jacob den 2ten abwarten, und alsdann sich erst entscheidend über die wichtige Frage eines Krieges gegen Frankreich erklären wollte. Er trat zu dem Ende den berühmten Marschall von Schonberg an Wilhelm ab, und schloß mit ihm ein Bündniß, ein Corps von 6000 Mann zur Beschützung seiner Staaten nach Holland zu schicken, und die Vertheidigung des Nieder-Rheins gegen Frankreich über sich zu nehmen.

Wie gewann eine Unternehmung einen glücklichen Ausgang, als der Zug des Prinzen von Oranien nach England. Er segelte mit einer Flotte von 65 Kriegeschiffen, 10 Brandern,

dern, 500 Transportschiffen und einer wohlgeübten Armee von 16000 Mann übers Meer und landete nach einem heftigen Sturm bei Greter. Jacob hatte eine Armee von 30,000 Mann auf den Beinen, und der ganze Plan des Prinzen von Oranien würde durchaus haben scheitern müssen, wenn sich ein Fürst mit mehr Thätigkeit, Geist und Kraft an die Spitze einer solchen Armee gestellt hätte. Allein unentschlossen, alles guten Rathes beraubt, unfähig sich selbst in diesem schrecklichen Augenblick Standhaftigkeit und Muth in die Seele zu sprechen, wankte er von einem Vorhaben, von einem Entschlus zum andern. Er sah sich von den mehresten Großen verlassen, und einen Theil seiner Armee zum Feinde übergeben. In dieser Noth wandte sich der unglückliche Fürst an seinen alten edemaligen Freund den Grafen von Bedford, Vater des Lord Russell, welcher unter der vorigen Regierung durch Jacobs Ränke war hingerichtet worden. Weylord! sagte zu ihm der König: sie sind ein ehrlicher Mann, sie haben Ansehen und können mir wichtige Dienste leisten. — Ach! Sire: erwiderte der Graf, ich bin alt und schwach, ich kann ihnen nur wenige Dienste leisten. Aber ich hatte einen Sohn! „den König setzte diese Antwort in diesem traurigen Augenblick so sehr in Schrecken, daß er einige Minuten hindurch zu sprechen nicht vermögend war; und als ihm bald darauf gemeldet ward, seine liebste Tochter Anne und der Prinz von Dänemark, ihr Gemahl, wäre den übrigen seiner Günstlinge gefolgt und zum Prinzen von Oranien übergegangen, gerieth er in die kummervollste Angst. „Gott, siehe mir bei! rief er in äußerster

Wuthlosigkeit aus, „meine eigene Kinder haben mich verlassen.“

Unterdessen rückte der Prinz von Dranien vor. Jacob aber gieng muthlos nach Verdun. Die Armee des Prinzen folgte ihm und schon war sie an den Thoren dieser unermesslichen Stadt, als der König dreier Reichen drei Bords abschickte, um mit seinem Feinde in Unterhandlung zu treten. Während dieser Zeit schickte er seine Gemahlin und Sohn nach Frankreich. Indessen drang ein Troup der feindlichen Armee in diese Hauptstadt ein, und lösete zum Erstaunen aller Menschen, gleichsam als wenn dies im Laufe der Dinge nun einmal so sehn müßte, die Leibwache des Königs ab, ohne daß diese nur einen Schuß zur Vertheidigung ihres Königs gewagt hätte. Nunmehr suchte Jacob nach Frankreich zu entfliehen. Allein in dem Augenblick, da er sich einschiffen wollte, ward er erkannt und gleichsam als wenn das Glück ihm noch einmal die Güte der Hoheit und Majestät wollte schmecken lassen, ward er mit der größten Ehrerbietigkeit und mit Freudenbezeugungen empfangen. Aber ohne Armee ward er bald ein Gefangener seines Schwiegersohns. Er gieng nach Frankreich, und Ludwig der XIV. gab ihm zu St. Germain en Laye als großmüthiger Beschützer eines unglücklichen Fürsten eine anständige Freistadt.

Nunmehr übertrug die Nation Wilhelm die Krone, und er ward von allen Mächten Europas, auffer von Frankreich und dem Pabst, als rechtmäßiger König von Großbritannien erkannt.

Sobald Friedrich von dem glücklichen Ausgange des Unternehmens des Prinzen von Dranien Nachricht erhielt, so erklärte er

er sich gegen Frankreich, welches mit Deutschland schon im Krieg begriffen war. Ludwig hatte dieses Reich gerade zu der Zeit angefallen, als die Türken den Kaiser Leopold um Frieden baten. Eine gesunde Staatsklugheit hätte ihnen denselben in einem solchen Zeitpunkt zweifach bewilliget. Aber stolz auf die Siege gegen die Ungläubigen, wollte man die Ungarn demüthigen und dem Unternehmen Ludwig des XIV. Einhalt zu thun, den Verbündeten überlassen. Der Krieg gieng also mit mehr Heftigkeit als jemals in Ungarn forr, und Frankreich spielte dagegen in Deutschland den Meister und verwüstete die Pfalz. Philipsburg ward von ihnen erobert, Mainz eingenommen und ganz Schwaben gerieth in ihre Gewalt. Friedrichen mißfiel dieses Benehmen des Kaiserlichen Hofes sehr, konnte aber Leopold zu keinem bessern Entschluß bringen. Er schloß also mit Sachsen, Hessen und Lüneburg, zu Belle, zur gemeinschaftlichen Vertheidigung des Vaterlandes ein Bündniß, um in die Gegend von Frankfurt und Mainz eine Armee von 24000 gegen Frankreich zu stellen. Ludwig XIV. bot Friedrich für seine westphälischen Länder alle Versicherungen an, wenn er neutral bleiben wollte; ja er wollte ihm die seinem Vater rückständigen Subsidien binnen 8 bis 10 Jahren bezahlen, ihm jährlich 50000 Livres Subsidien geben und es sollte ihm überdies freistehn, sein Contigent zur Reichsarmee zu stellen. Weil aber zu der Zeit die allgemeine Meinung herrschte, dieser Fürst wollte eine Universal-Monarchie errichten, und das Haus Oesterreich überall diese Meinung bestärkte; so verwarf der Churfürst diese Bedingungen und übernahm die

die Vertheidigung des Nieder : Rheins. Mit diesem Entschlus reiste er auch nach dem Haag, um sich mit den Staaten über die Unternehmungen des künftigen Feldzugs zu berathschlagen.

Der Churfürst kam aus Holland zurück und brachte den Winter mit großer Zurückung zum Kriege gegen Frankreich hin. Bonn war zum Sammelplatz der Truppen bestimmt. Dahin begab sich Friedrich im Frühjahr, stellte sich an die Spitze des Heeres und gewann dem Feinde einige Vortheile bei Mays ab, wo an 1000 Franzosen blieben. Dieser glückliche Anfang erleichterte die Belagerung von Rheinbergen und Kaiserswerth, welche beyde Plätze von den Brandenburgischen Truppen erobert wurden, und bahnte den Weg zur Belagerung von Bonn.

Man glaubte diese wichtige Festung so gleich durch ein starkes Bombardement einnehmen zu können, und das Artillerief Feuer des Brandenburgischen Obristen Weiler, war auch in der That so heftig, daß eine Menge Gebäude, mehrere Kirchen und feindliche Magazine in Rauch aufgingen; allein im Ganzen genommen, that man dem Feinde doch nur wenigen Schaden. Man blockirte also diese Stadt und wartete die Verstärkung des Herzogs von Lothringen, welcher mit 14000 Mann im Anmarsch war, ab. Der Churfürst gerieth während dieser Blockade in große Gefahr. Er wollte eines Tages die Stadt recognosciren und hatte seinen unter ihm dienenden General, von Schönning, Ordre gegeben, am folgenden Morgen 1000 Neuter in Bereitschaft zu halten. Als der Churfürst bis an die äußersten Posten kam, fand er diese Bedeckung nicht;

Er nahm also das letzte Pükel und ritt mit Schöning vorwärts, welcher sich entschuldigte, daß man den Befehl des Churfürsten mißverstanden habe. Der Churfürst setzte indes seinen Weg bis auf einen Kanonenschuß von Bonn fort. Jenfeit des Dorfs Popelsdorf bestieg er eine Anhöhe, von wo er die Lage des Orts sehr gut beobachten konnte. Hier flog eine Menge Kugeln um den Churfürsten herum. Man bat ihn also sich durch die Weinberge zurück zu ziehen. Indessen waren eine Menge Feinde aus der Stadt gegangen und hatten sich hinter den Säunen im Hinterhalt gelegt, und so wie die Grand-Musquetairs des Churfürsten hindurch passirten, auf die letzten Züge eine heftige Feuer gegeben. Es kam nun bald zu einem Gefecht, worinn von beiden Seiten viele blieben, bis endlich der Feind wiederum in die Stadt zurück getrieben ward.

Man stellte dem Churfürst diesen Vorfall aus einem für Schönsfeld sehr nachtheiligen Gesichtspunkt vor, und gieng sogar so weit, den letztern eines Einverständnisses und einer Verrätherei in Ansehung des Feindes zu beschuldigen. Der Oberpräsident von Dantzelmann war sein Feind, und der Generallieutenant von Barsus suchte ihn zu stürzen. Als der Letztere darauf nach Mainz detaschirt ward und Schöning sich eben zu der Zeit im Trierschen befand, meldete man ihm davon nichts. Sobald Schöning aus dem Trierschen zurückkam, Barsus aber, da Mainz durch den Herzog von Lothringen und den Churfürsten von Baiern bereits erobert war, mit den Brandenburgischen Truppen zurückkehrte, beklagte er sich laut über diesen Mangel an Ehrerbietung gegen ihn als General en

Chef

Chef und ließ sich in Gegenwart des Churfürsten verlauten, daß wenn Barfuß ihn nicht den schuldigen Respect erwiese, so würde er ihn über den Haufen stiechen. Der sanftmüthige Fürst, der ein solches Unheil verhüten wollte, befahl darauf dem Barfuß, den Generalfeldmarschall von seiner Expedition Bericht abzustatten, welcher dieses nur sehr ungern verrichtete. Schöning empfing ihn etwas ungestüm, und sagte ihm: daß wenn er sich nicht dazu verstanden, es ihn übel bekommen sein würde. Sie geriethen hierüber in Wortwechsel; worauf Schöning, den die Gefügigkeit seines Temperaments übermaunte, vor dem Cabirerte des Churfürsten den Degen zog und den Barfuß durchbohren wollte. Es entstand ein heftiger Tumult, worauf Schöning aretirt, von der Armee entfernt und dem Baron von Spaan, einem Anverwandten der Gemahlin des Oberpräsidenten das Commando der Truppen übertragen wurde.

Der Freiherr von Spaan war auf keine Weise geschickt, einem solchen Posten genüge zu leisten. Alt und schwach ward er das Gespött der Truppen. Der Churfürst fühlte, wie viel er durch die Entfernung des Feldmarschall von Schöning verlor. Er wollte ihn zurückrufen, allein der Herr von Dunkelmann wußte es zu hintertreiben und die Sache dahin zu vermitteln, daß der Churfürst Friedrich der III. von Sachsen in Ansehung der Generale einen Tausch antrug, welchen man auch annahm. Der Feldmarschall von Schöning gieng darnuf mit mehr als dreißig Officieren ins Sächsische, dagegen der Feldmarschall von Flemming in Brandenburgische Dienste.

Sobald der Herzog von Lothringen im Lager bey Bonn angekommen war, gewann die Belagerung bald eine bessere Gestalt. Die Stadt ward förmlich belagert, von 80 Kanonen beschossen und die Artillerie des Feindes zum Schweigen gebracht. Darauf ward ein Generalthurm unternommen, welcher trotz der Gegenwehr der Franzosen, glücklich von Statten ging. Sie mußten die Stadt übergeben; allein der Ritter von Asfeld erhielt mit allen seinen franz. Truppen eine ehrenvolle Capitulation. Er gieng darauf nach Aachen, wo er an seiner Wunde starb.

Während der Belagerung starb die Churfürstin Sophie Dorothee. Ihr Tod erregte nur wenig Bedauern. Allein der Churfürst ließ sie, als die Wittwe Friedrich Wilhelms prächtig begraben. Er kehrte auch bald nach geendigter Campagne nach Berlin zurück und nahm auf der Rückreise in seinen Westphälischen Ländern die Huldigung ein.

Die Huldigung in Preussen gab zu Anfang des Jahres 1690 Friedrich Gelegenheit in diesem Herzogthume eine Pracht zu zeigen, dergleichen man bishero in dieser Provinz noch nicht gesehen hatte. Seine Gemahlin begleitete ihn. Die Hofleute wetteiferten mit einander sich an Pracht zu übertreffen. Der Fürst Lubomirski und Stanislaus Szeczuka waren Pohlischer Seits gegenwärtig wegen der ventuellen Nachfolge und empfingen ebenfalls den Eid. Bey dieser Gelegenheit zeigte sich der Uebermuth und Stolz der Pohlen auf eine höchst insolente Weise. Der Churfürst hatte sie als Gesandte vom ersten Range behandeln lassen. Die Leibgarde, die Preussischen Räthe und ein Theil des Hofes gieng ihnen

entae.

entgegen, und auf den Straßen standen die Bürger in Waffen. Sie wohnten sogar im Schlosse selbst neben dem Zimmer des Churfürsten. Dennoch verlangten diese übermüthigen Leute, die man mit Höflichkeiten so sehr überhäuft hatte, in diesem Pallast des Churfürsten einen höhern Rang, als er der Herr und Besizer desselben selbst. Sie verlangten deshalb auch keine öffentliche Audienz, und complimentirten ihn nur privatim. Der gütige Churfürst ging über den letzten Punkt hinweg, ohne ihnen den ersten zu gestatten. Allein nun erklärten sie, daß sie nach der Huldigung an dem feierlichen Gastmal bei der Tafel des Churfürsten nicht Platz nehmen würden, weil sie keinen niedrigeren Platz einnehmen könnten, als der Churfürst selbst. Nunmehr riß dem Churfürsten die Geduld aus. Er ließ ihnen durch seine Minister erklären: „daß wenn sie von ihren unanständigen Forderungen nicht nachließen; so würde er die Huldigung ohne sie annehmen und sie möchten denn zusehen, wie sie ihre Aufführung bei ihrem Hofe rechtfertigen wollten. Er würde auch sogleich einen Courier nach Warschau schicken und denselben davon benachrichtigen.“ So ruhig sie vorher gewesen, so geschmeidig waren sie nun nach dieser männlichen und entschlossenen Erklärung; und sie erschienen jetzt nicht nur bei der Tafel, sondern nahmen auch freiwillig öffentlich die Abschiedsaudienz. — Man hatte zur Huldigungsfeierlichkeit eine erhabene Schaubühne gebaut. Von hier herab hielt Lubomirski und Sciecuka eine Rede an die Preussischen Stände. Der letztere äußerte in einem sehr schwülzig und hochtrabenden Styl den Wunsch, daß die Preußen dereinst wieder als

als Söhne zum väterlichen Schutze der durchlauchtigen Republik Pohlen zurückkehren, und mit derselben wiederum ein Volk und eine Nation ausmachen, und es der Vorsehung gefallen möchte, daß die ser Zeitpunkt nicht so sehr ferne wäre — Als er kaum diese Periode geendiget, so knackte die Bühne mit solchem Getraße, daß jedermann glaubte, sie würde einstürzen. Der Pohle gerieth darüber in ein sichtbares Schrecken und endigte bald seine Rede. Sigismund Wallenroth antwortete ihm im Nahmen der Stände, und ohnerachtet er vorher von dem eigentlichen Inhalt der Rede des Pohlen nichts gewußt hatte, so fiel seine Antwort dennoch überaus passend aus. „Er sagte: daß mit ihm alle Preußen von Grund ihres Herzens wünschten, daß dieser Tag des Rückfalls nie kommen, nie die Welt ihn sehen möge.“

Diese übermüthigen Gesandten erhielten bei ihrer Abreise ein sehr anständiges Geschenk, welches man auf 8000 Rthlr. schätzte. Sie schienen bey dem Empfang desselben vollkommen zufrieden zu seyn. Allein gleich nach ihrer Abreise schickten sie in die Stadt, und ließen auf eine sehr niedrige Weise ihre Unzufriedenheit darüber zu erkennen geben. Sie schämten sich dieser Unanständigkeit so wenig, daß sie gerade zu sagen ließen; sie hätten 7000 Ducaten zu erhalten gehoft, denn zur Lehnzeit wäre jede Lehnerneuerung mit 30000 Thalern bezahlt worden; der Churfürst möchte so gütig seyn, und das was fehlte, noch zulegen.“ Sie erhielten nichts und mußten ihren Weg ohne Zulage fortsetzen. Sie fanden bei ihrer Ankunft in Warschau auch die Aufnahme nicht, welche sie sich versprochen hatten. Der König fand ihre

ihre Forderungen in Ansehung des Ranges und des Ceremoniels in Königsberg abgeschmact, und sagte: daß sie keinen ehrenvolleren Rang im Vassalle des Churfürsten hätten erwarten dürfen. Da sie sahen, daß ihre Klagen vom Könige so kalt aufgenommen wurden; so erhoben sie nun die Ehre, die sie am Churfürstlichen Hofe genossen hatten, mit desto größeren Vobehreibungen; und nun gab es keinen großmüthigern, freigebigern und gerechtern Fürsten, als den Churfürsten Friedrich von Brandenburg.

Der Tod des Herzogs von Sachsen Lauenburg Julius Franz (30. Septbr. 1689) ver setzte in diesem Jahre ganz Nieder-Sachsen und auch die Länder des Churfürsten in große Besorgniß. Dieser Fürst war der letzte Zweig seines Namens. Das Haus Anhalt, Sachsen und Mecklenburg machten Ansprüche auf die Succession und dennoch zogen alle dreie leer dabei aus. Das erste hatte die gegründetsten Rechte. Anhalt war der älteste Zweig der Sachsen Lauenburgischen Familie, führte dessen Namen und Wappen und Lauenburg kamme in gerader Linie von Anhalt ab. Sachsen hatte Anwartschaftsrechte und Güstrow gründete seine Rechte auf einen Erbverkündungsvortrag. Der Churfürst wünschte dem Hause Anhalt den Besitz dieses Landes. Sobald Sachsen den Tod des Herzogs, welcher zu Schlackenwerda in Böhmen starb, erfuhr, nahm es durch den Rath Zopf sogleich vom Lande Besitz, und als der Anhaltische Rath Cassius, von dem von Canitz Brandenburg. Seitwärts unter, in Lauenburg ankam, war die Huldigung schon geschehen, und beide erfuhr, daß die Besatzung zu Rakeburg Sachsen geschworen habe. Die Landstände hielten sich indessen noch

noch geschlossen und erklärten, daß sie demjenigen Fürsten, den der Kaiser und das Reich das Recht der Succession zu erkennen würden, huldigen und anerkennen würden.

Indessen hatten die Lüneburger plötzlich die Sachsen aus Hakeburg vertrieben und sich mit Gewalt in den Besitz der Stadt gesetzt. Caniz ging also nach Berlin zurück. Der Herzog von Celle benahm sich bei dieser Unternehmung mit einer Klugheit, welche seinem Verstande Ehre machte. Er stellte sich als nehme er aus Besorgnis von Unruhe dies Land in depot, und schrieb an den Churfürst, daß weil dasselbe jetzt gar keinen Herrn habe, so besorge er Unruhen; Er habe also als Oberster der Kreismark durch Besitznehmung des Landes diesen Unruhen zuvorzukommen, für seine Pflicht gehalten, und das Recht, so wie das besondere Interesse seines Hauses mache sie notwendig. Er würde auch jemand zu ihm schicken, der ihm von dem besondern Rechte des Lüneburgischen Hauses unterrichten sollte. Bei den übrigen Fürsten aber ließ der Herzog erklären: Er nehme das Land nur deswegen im Besitz, damit Niemand Gewalt darin ausübe, und daß es nach dem Aussprache des Kaisers in dem gegenwärtigen Zustande seinem künftigen Herrn erhalten würde.

Friedrich schickte darauf den Herrn von Caniz nach Celle, um die Gründe des Herzogs wegen der Besitznehmung dieses Landes zu vernehmen, und ihn zugleich von seinem gethanen Schritt abzulenken. Der Herzog erklärte endlich: daß die Nachkommen Heinrichs des Löwen, dem die Kaiser alle seine Provinzen genommen hätten, die einzigen und wahren Erben dieses Hauses wären,
und

und da er ein Abkömmling desselben sei, so gebühre ihm das Recht der Nachfolge allein." Alle Unterhandlungen des Herrn von Caniz, den Herzog von seinem Entschlusse abzubringen, waren fruchtlos, und alle Bemühungen, eine Vermittlung zwischen ihm, Sachsen und Anhalt zu versuchen, umsonst. Der Herzog hatte ein starkes Corps Truppen gegen die Franzosen; dieses drohete er zurückzuziehen, sobald man ihm den Besitz von Lauenburg streitig machen würde. Man befürchtete einen Krieg in Niedersachsen. Oesterreichischer Seits wollte man es nicht gern dahin kommen lassen, und der König von England wünschte dieses gleichfalls nicht. Lüneburg blieb also in dem eventuellen Besitz, befestigte sich in diesen Lande und behielt nach langen und vergeblichen Streitigkeiten der Höfe, dennoch den Besitz dieses Herzogthums.

Der Churfürst Friedrich war bald von der Huldigung aus Preussen zurückgekommen, um das Commando der alliirten Armee in Flandern zu übernehmen. Hier fand er den Fürst von Waldeck von dem Marschall von Lurenburg bei Fleury geschlagen. Friedrich konnte diesen Verlust nicht wieder ersetzen; Er mußte sich begnügen nur die Fortschritte der Franzosen zu hemmen. Es war schon spät im Jahre; die Armee trennte sich also und die Brandenburgern nahmen die Winterquartiere im Erzbisthum Cölln. Der Churfürst kam nach Berlin zurück, und vermählte seine Schwester, die Prinzessin Elisabeth mit dem Herzoge von Curland, seinen Halbbruder den Marggraf Carl Philipp aber beförderte er zum Großmeister des Johanniter-Ordens zu Sonnenburg.

Das

Das Unglück des Kaisers in Ungarn gegen die Türken machten die Brandenburgische Hülfe sehr nothwendig. Der Churfürst sandte, nachdem die Kaiserlichen Nissa, Widdin und Belgrad verlohren hatten, unter dem Generallieutenant von Barsuß dem Kaiser 20000 Mann zu Hülfe. Diese Truppen erwarben sich einen ausgezeichneten Ruhm. Der Sieg bei Salankemen, wo der tapfere Großwezier Kupersi blieb, war größtentheils ihrer Tapferkeit zu verdanken. Alle Kaiserliche Generale erkannten dies auch, und der Kaiser selbst schrieb in einem Briefe an den Churfürsten den Brandenburgischen Truppen diesen Sieg bei. So waren die Kaiserl. Angelegenheiten durch die Brandenburgische Hülfe in Ungarn wiederhergestellt, obgleich die angestrengteste Thätigkeit Wilhelms III. den Franzosen in Flandern unter dem Herzog von Lurenburg nicht die Spitze bieten konnte.

Keinen treuern Bundesgenossen hatte Wilhelm, als den Churfürst Friedrich von Brandenburg, welcher sich selbst für die Angelegenheiten seiner Freunde aufzuopfern schien. Er machte eine Reise nach Sachsen, um den Churfürst Johann George IV. der so eben seinem Vater gefolgt war, zu überreden dem großen Bunde nicht nur treu zu bleiben, sondern ihn noch mehr darinn zu befestigen. Beide Fürsten knüpften bei dieser Gelegenheit ein enges Freundschafts-Bündniß, sie stützeten sogar zur Befestigung ihrer Freundschaft einen Ritterorden der guten Freundschaft oder vom goldnen Armband; und nachdem sie sich dergestalt wechselseitig einer steten und dauerhaften Freundschaft versichert hatten, reifete Friedrich sehr zufrieden nach Berlin zurück.

Bald

Bald darauf besuchte der Churfürst Friedrich in Berlin und verlobte sich dasselbst mit der verwittweten Marggräfin von Ansbach. Der Churfürst führte nach einigen Monaten dem Bräutigam selbst seine Braut nach Leipzig zu, wo er sich zu vermählen versprochen hatte. Allein die Gesinnungen dieses Fürsten hatten sich seitdem erstaunlich geändert. Er hatte sich in ein Fräulein von Reitsch auf das äusserste verliebt, sie vom Kaiser zu einer Gräfin von Neuchâss erheben lassen, und war entschlossen die Marggräfin wiederum zurückzuschicken. Er kam auch weder seiner Braut noch dem Churfürsten entgegen, und sahe vielmehr mit seiner Geliebten ihren Einzug am Fenster mit an. Erst nach einigen Stunden erschien er. Friedrich und seine Gemahlin stellten ihm hierauf die Marggräfin vor. Gleich die erste Begegnung verzeieth wenig Zärtlichkeit und versprach der Prinzessin ein trauriges Loos. Johann George bemerkte, daß die Prinzessin ein samratenes Kleid trug. Er sagte zu ihr: „Sie müssen wohl toll sein, daß sie in den Hundstagen ein samntenes Kleid tragen.“ Er wandte sich darauf zum Churfürsten und sagte: „Sie führen mir da eine sonderbare Frau her,“ und ohne weiter eine Antwort zu erwarten, verließ er die Gesellschaft und gieng zu seiner Geliebten. Den andern Morgen erklärte er dem Churfürsten, er könne die Vermählung nicht vollziehen. Friedrich machte ihm die lebhaftesten Vorstellungen darüber und zeigte ihm das Beleidigende, das auf ihn selbst dadurch zurückfallen würde. Er entschloß sich endlich zu dieser Verbindung; allein die Churfürstin ward ein unglückliches Opfer.

Friedrich verschmerzte diese unanständige Begegnung, damit Sachsen seinem Schwiegervater, dem Herzog Ernst August von Hannover bey der Erhebung zur neuen Cour nicht entgegen seyn möchte. Der Churfürst hatte sich dieser Angelegenheit mit einem Eifer unerzogen, als wenn es seine eigene wäre. Er hatte den Kaiser geronnen, welcher unter der Bedingung, daß der Herzog 6000 Mann in Ungarn gegen die Türken stellte, in seiner Residenz auf seine Kosten eine Katholische Kirche erbaue, u. daß das neue Churhaus jedes mal einem Oester. Prinzen bey der Kaiserwahl seine Stimme gebe, darin gewilliger hatte. Die mehresten Chur- und Fürsten, besonders aber das Haus Woltffenbüttel widersehten sich dieser Erhebung mit großem Ungefühln, allein Leopold, von Sachsen und Brandenburg unterstützt, erkannte die neue Würde öffentlich. Der Churfürst von Hannover kam darauf in Person nach Berlin, um sein-m-Schwiegervater für so wichtige Dienste persönlich zu danken.

In den Niederlanden und in Ungarn nahmen indessen die Truppen des Churfürsten an den großen Begebenheiten mehr oder weniger Theil. Sie fochten in der Schlacht bey Steenkercken, welche für beyde Theile so blutig war. Bey Landen zeichnete sich besonders der Halbbruder des Churfürsten, der Markgraf Carl Philipp durch große Tapferkeit aus, ohnerachtet er der Uebermacht der Franzosen weichen mußte. In Ungarn war die Armee des Kaisers durch 6000 Brandenburger unter dem General von Brand verstärkt worden, und diese waren Urach, daß die Türken im Jahr 1694 die Belagerung von Peterwaradein aufheben mußten.

**

Man

Man muß hier noch eines Vorfalles erwähnen, welcher um diese Zeit in Deutschland ein großes Aufsehen erregte. Es ist oben gesagt worden, daß der Feldmarschall von Schönning wegen des Streits mit dem Generallieutenant von Barfuß aus Brandenburgische in Sächsische Dienstestieg. Diese Versekung hatte für die allgemeinen Ansehlichkeiten in Deutschland sehr wichtige Folgen, und thaten der sogenannten gemeinen Sache gegen Frankreich großen Schaden. Schönning warf von der Zeit an auf dem Brandenburgischen Minister, Eberhard von Danckelmann, den er als die Ursach seines Uafalls betrachtete, einen bittern Groll, selbst zum Nachtheil seines eigenen Vaterlandes. Dabei kam es, daß alle Unterhandlungen Danckelmanns am Sächsischen Hofe, ihn in die Partei der Allirten zu ziehen, fruchtlos waren, und selbst die vortheilhaftesten Anerbietungen des Kaisers, abgewiesen wurden. Schönning hatte sich das Vertrauen des Churfürsten in einem solchen Grade erworben, daß alle Vorschläge der Sächsischen Minister nicht durchbringen konnten. Der französische Charge d'Affaires Bidat besaß sein ganzes Vertrauen, und die Unterhandlungen zwischen beiden wurden mit einem Eifer betrieben, der nicht bloß den Allirten verdächtig, sondern gefährlich schien. Sachsens Erklärung gegen Frankreich, war für sie von dem größten Gewicht; für dasselbe aber setzte es sie in die größte Verlegenheit. Brandenburgischer Seits wollte man sogar Nachricht haben, daß Schönning gefährliche Anschläge gegen sein Vaterland schmiedete, und darauf ausging, einen Krieg in Deutschland zu erregen.

gen, um in der allgemeinen Verwirrung durch Frankreichs Macht dem Hause Brandenburg das Herzogthum Cleve zu entreißen. Seinen Churfürsten hatte er gegen den Kaiser aufs äufferste erbittert, so daß alle Versuche der Allirten, Sachsen zu dem allgemeinem Bündnisse gegen Frankreich zu ziehen, fruchtlos ausschlugen. Dazu kam, daß die Ränke, die er mit Vidal gegen sie spielte, von solcher Art waren, daß sie eine allgemeine Erbitterung gegen diesen Feldmarschall erregt hatten.

Der Freyherr Sylvester von Danckmann mußte den gefährlichen Zustand dieser Angelegenheiten in Sachsen, dem Kaiser vorstellen, und zugleich zeigen, daß Niemand als der Feldmarschall von Schönning die Triebfeder dieser Ränke sey. Man beschloß also am Kaiserlichen Hofe, daß Schönning als der Urheber auch dafür büßen sollte. Der Feldmarschall begab sich sehr unvorsichtigerweise und gegen den Rath seines Freundes, des Schwedischen Generals Feldmarschalls von Bieleke, nach Böhmen, in das Töpnitzer Bad, welches ein Stammgut des Grafen von Clary war. Dieser gab dem Kaiserlichen Hofe sogleich davon Nachricht, wo man unvorzüglich eine Conferenz veranstaltete, und darin die Frage anwarf: ob man ihn geradezu niederschleffen oder aufheben sollte? Der Kaiser Leopold wohnte selbst dieser Conferenz bey, und es macht seinem Herzen und Charakter eine unvergängliche Ehre, daß er bey dem Antrag des Niederschleffens voll Schreck aufubr und sagte: „Ey behüt's Gott! nein, nicht morden!“ Ja er hatte sogar über die Aufhebung selbst ein-
 ges

ges Bedenken, weil Schöning, als er noch in Brandenburgischen Diensten war, die Eroberung von Ofen vortreflich befördert, und daselbst große Thaten verrichtet hatte.

Es ward indes seine Aufhebung in Töplitz beschloffen. Ein Officir nebst 50 Mann begaben sich in größter Stille nach dem Baste, und langten den 23ten Jun. 1692 daselbst an. Dieses Commando befehete sogleich, mit Vorwissen des Grafen von Clary, bey Nachtzeit das Quartier des Feldmarschalls, und gab in dem Zimmer Feuer. Zugleich drang es mit unwiderstehlicher Gewalt hinein, zog ihn im Hemde aus dem Bette, so daß er kaum Zeit hatte, seinen Schlafrock umzuwerfen, setzte ihn mit bloßen Füßen in einen verhängten Wagen und fuhr in vollem Gallop davon. Es sahen nur ein Officir und zwey entschlossene Soldaten bey ihm. Der Feldmarschall blickte sich oft nach Hülfen um, und sein Major von Dross war ihm auch eine Strecke nachgeritten; da er aber keine Rettung sah, so warf er sich über einen Soldaten her, und wollte ihn erdrosseln; allein der Officir wollte ihn im Augenblick niederschleßen, welches der Major von Dross noch hintertrieb.

Er ward auf dem Spielberg in Mähren in harte Verhaftung gesetzt, und man würde ihm als einem Criminalverbrecher den Proceß gemacht und das Leben abgesprochen haben, wenn nicht sein General-Adjutant seine Briefftasche bey guter Zeit in Sicherheit gebracht hätte.

Die Entrüstung des Churfürsten von Sachsen über diese Verhaftnehmung war unbeschreiblich. Er ließ sogleich nach gehal-

hattenem Geheimen Rath den Brandenburgischen, Hannöverschen und Englischen Gesandten zu sich kommen, und machte ihnen voll Urtheil den Vorfall bekannt. „Nun sieht man, sagte er, wie sich der Kaiser carrassirt in seine Allianz zu treten; Niemand, fuhr er fort, würde ihn verdenken, wenn er diese That rächen würde, und er hoffe, alle Churfürsten würden sich dieses zu Herzen gehen lassen. Auf solche Weise würde in Deutschland kein Churfürst und Fürst mehr sicher seyn.“ Der Brandenburgische Gesandte, Geheime Rath von Schwalkowetz antwortete darauf: „Er und seine Herren Collegen wüßten nichts davon; man müßte aber gesehen, daß dies eine ganz unerhörte Manier sey; und er glaube, der Churfürst würde wohl thun, wenn er sich bey seinem Herrn Rath's erholte.“ Dies ließ er sich gefallen. Er sagte aber dabei: Er habe keine Allianz mit Frankreich geschlossen, Schwäbinger wäre sein Feldmarschall; hätte er gekündigt; so hätte er ihn schon deshalb bestrafen wollen.“ Sein General-Lieutenant von Schwäbinger erhielt darauf in Franken sogleich Befehl, daß auch die 300 Mann, welche an dem Rhein bleiben sollten, sogleich nach Sachsen zurückmarschiren sollten.

Einige übelgesinnte Personen, suchten den Churfürsten zu überreden, daß, da der Brandenburgische Oberpräsident, der Freyherr von Danckelmann, ein Feind des Hrn. v. Schwäbinger sey, diese Aufhebung nicht ohne Vorwissen des Brandenburgischen Hofes geschehen solle. Schwalkowetz mußte aber diesem Vorhaben aufs äufferste widerstehen und im Namen seines Herrn die Art, deren sich der Kaiser bey der Aufbe-

bung Schönings bedient, mißbilligen. Man vermochte aber doch Brandenburgischer Seits nicht, sich gänzlich zu rechtfertigen, daß man um das Vorkhaben im ganzen nicht sollte gemußt haben. Indessen versicherte man, daß der Brandenburgische Gesandte zu Wien das gewaltthätige Verfahren und die unwürdige Behandlung des von Schönning jederzeit gemißbilliget habe.

Und, in Wahrheit, man sahe es in Berlin nicht ganz ungern, daß der Kaiser diesen Ausweg mit Schönning ergriffen hatte; denn man konnte ihm das Vorkhaben gegen Cleve, und den Anschlag, in Deutschland selbst ein großes Blutvergießen anzurichten, nicht ganz vergeben. Der Fürst von Anhalt, damaliger Stadthalter, während der Abwesenheit Friedrichs, ließ das Schöningsche Gut Tamsel bey Cüstrin mit einiger Mannschaft besetzen, und sich der vorhandenen Brieffschaften versichern. Man fand aber nichts verfangliches daselbst. Hieraus schloß man zu Dresden, daß wenigstens der Freyherr v. Danczelmann vorher müsse Nachricht gehabt haben. Es gab überhaupt dieser Vorfälle zu vielen unangenehmen Correspondenzen und Renferungen zwischen beiden Höfen Gelegenheit. Friedrich sprach indessen seinen Oberpräsidenten gegen den Churfürsten von Sachsen gänzlich frei; die Gemahlin aber des Generalfeldmarschalls schrieb diese Verhaftnehmung ihres Gemahls lediglich der Rache des Freyherrn von Danczelmann laut und öffentlich zu.

Bei der Theilnahme an den großen Weltbegebenheiten verlor doch Friedrich auch nicht die innern Angelegenheiten sei-

nes Landes aus den Augen. Eine der merkwürdigsten war die Stiftung der Universität zu Halle. Der gänzliche Verfall dieser sonst blühenden Stadt unter der Regierung ihrer Administratoren, war die Veranlassung dazu. Der Werth der Grundstücke war nach dem Tode des letztern Administrators, nachdem sich der Hofstaat von Halle nach Weissenfels begeben, so sehr gesunken, daß ein gutes Haus jetzt kaum so viel galt, als ehemals eine elende Bauerhütte. Die Einwohner verarmten ganz sichtbar, denn Nahrung und Gewerbe waren verschwunden. Dem Churfürst Friedrich Wilhelm ging dieser Verfall der Stadt nahe. Schon er hatte daraufgedacht in Halle eine Universität zu stiften; damit seine Unterthanen jenseit der Elbe und Weser nicht auswärtig zu besuchen genöthiget würden; allein kriegerische Aussichten und sein bald erfolgter Tod hemmten diese Unternehmung. Die Verfolgung des berühmten Thomassius in Leipzig, welcher den Unglauben zu Boden schlug, trug sehr vieles zur Gründung derselben bey. Viele seiner Zuhörer folgten ihm von Leipzig nach Halle und als der Churfürst nach Carlsbad ging, so bemerkte er mit vielem Vergnügen, daß ihm eine Menge Studirende entgegen kamen. Der Freyherr von Danckelmann hatte ihm den Plan zur Stiftung dieser Universität bereits vorgelegt, welchen er auch genehmiget hatte. Nunmehr ertheilte er dem Bruder desselben in Wien den Befehl, um die Privilegien derselben beim Kaiser anzuhalten. Er erhielt sie in sehr schmeichelhaften Ausdrücken für den Stifter, nach Berichtigung der Taxsumme von 2000 Gulden. Friedrich begab sich darauf selbst zur

feyerlichen Inauguration derselben im Jahre
 1694 nach Halle, wo selbige am 12. Julius
 als am Geburtsstage des Churfürsten, mit
 großer Pracht vor sich ging, und die neue
 Universität von ihrem Beschützer und Stif-
 ter den Namen Friedrichs-Universität er-
 hielt. Der Oberhosprediger Ursinus hielt
 die Einweihungspredigt, der Minister Paul
 Fuchs, welcher der Stiftung derselben im
 Staatsrathe sehr entgegen gewesen war,
 die Einweihungsrede. Der erste Rector
 Magnificus war der Kronprinz Friedrich
 Wilhelm, und der erste Cansler der be-
 rühmte Baron, seit Ludwig von Secken-
 dorf. Welch einen ausgebreiteten, unver-
 kennbaren Nutzen die Gründung dieser Uni-
 versität für das gesammte Land, welche ei-
 nen Einfluß in die Verbreitung aller
 Theile der Wissenschaften ihre Stif-
 tung gehabt habe, wird dann erst
 recht sichtbar, wenn man den Zustand und
 den Umfang derselben vor dieser Pe-
 riode mit der Masse der jetzt vorhandenen
 Kenntnisse vergleicht. Die Menge ge-
 lehrter Männer, welche sie gezeugt, und
 das Licht der wahren Aufklärung, welches
 sie allein zuerst in Deutschland angezündet,
 sind eben so große redende Beweise von
 der Güte und Vortreflichkeit ihrer Erich-
 tung, als unergängliche Denkmäler des
 Ruhms, welche ihr Stifter und Beschützer
 sich durch ihre Gründung erworben hat.

Bei seiner Rückreise von Halle legte der
 Churfürst, um diese Stadt noch mehr in
 Flor zu bringen, den Grundstein zu Er-
 bauung dreier Schienen, wodurch die
 Saale bis zur Elbe hin schiffbar gemacht
 wurde. Und da die Ausbreitung der Man-
 ufacturen und Fabriken einen großen

Auf-

Aufwand von Holz verursachte, welcher einen Mangel desselben für die Zukunft befürchten ließ; so gab er die weise Verordnung, daß jeder sich verheuernde Unterthan zum Besten der Nachkommen eine bestimmte Anzahl Bäume anpflanzen sollte. Leider! ward diese vorzrefliche Verordnung in der Folge nur zu sehr vernachlässiget; aber wir fühlen dafür auch die Folgen bitter genug.

Der Krieg mit den Franzosen in den Niederlanden ging indessen noch immer fort, und sie empfanden die wichtige Hülfe, welche Friedrich dem Hause Oesterreich darin leistete nachdrücklich. Dies war auch der Grund, daß Frankreich die Krone Schweden gegen den Churfürsten aufwiegelte, um ihm auf alle Art und Weise Besorgnisse von dieser Seite zu erregen. Der Graf Bielke, ein guter Freund des Feldmarschall von Schönig, reizte hierzu seinen König Carl XI. noch mehr an. Der unglückliche Ausgang des Krieges gegen Friedrich Wilhelm in den Jahren 1675 und 1676 war indessen den Schweden noch in zu frischem Andenken, als daß sie bey der damaligen grossen Erschöpfung ihrer Finanzen etwas feindseliges gegen Brandenburg hätten unternehmen sollen. Durch den Frieden zu St. Germain war ausgemacht worden, daß die Stadt Gollow so lange in Brandenburgischen Besitz bleiben sollte, bis die Krone Schweden an weiteres 50,000 Rthl. bezahlt haben würde. Bielke redete seinem König zur Einlösung dieser Stadt auf, und zeigte ihm die Gelegenheit, daß wenn der Churfürst sich nicht gutwillig zur Wiedereinlösung derselben verstehen sollte, der König alsden sich des ehemals an

Brandenburg abgetretenem Oder-District ohne große Schwierigkeiten bemächtigen könnte. Carl XI. fand die Gelegenheit dazu sehr erwünscht, und Bistock mußte sofort den Antrag machen. Allein man kannte bereits in Berlin das ganze Project, und so schwer es auch dem Churfürsten anging, so willigte er doch darin, um nicht mit Schweden brechen zu dürfen und dadurch die Sache der Mittern nicht unterstützen zu können. In die Wiedereinlösung dieser Stadt (1659) Doch damit war Schweden noch nicht zufrieden. Es suchte vielmehr, durch Frankreich aufgehetzt, die Irrungen bis ins Jahr 1664 zu verlängern, und verlangte auch noch die Abtretung des Dorfes Mähdorf und eine Mühle. Auch darin willigte Friedrich aus Liebe zur Ruhe, und Schweden versprach dagegen das Gerwärts einkommende Getreide als Fürstenguth zollfrey durch Stettin passieren zu lassen; und so waren diese Irrungen gehoben.

So gerecht und biltig in allen seinen Handlungen, erfüllte der Churfürst auch sogar Verbindlichkeiten, denen selbst der Schein der Billigkeit mangelte, und die man ihm mit List abgenöthiget hatte. Es ist schon in dem Leben des Churfürsten Friedrich Wilhelm des Reverses, wegen des Landes Schwibus gedacht und gezeigt worden, mit welcher List der damalige Kaiserliche Gesandte, der Freyherr Freytag von Göden, den Churfürsten zur Abtretung dieses Landes an den Kaiser überredet hatte. Man hätte zwar denken können, daß der Kaiserliche Hof in Betracht der außerordentlichen Dienste, welche Friedrich ihm durch seine Truppen in Ungarn, in Italien und in den Niederlanden leistete, von Dankbarkeit und Erkenntlichkeit durchdrungen, die Abtre-

tung dieses Landes nicht verlangen würde; es erfolgte aber gerade das Gegentheil. Ohneachtet man so eben mit dem Kaiser einen Tractat wegen Ueberlassung von 6000 Mann Hülfstruppen nach Ungarn geschlossen hatte, woben man zugleich auf Zurückgebung des Rheverses antrug; so war dies deannoch ganz vergeblich, vielmehr verlangte der Kaiser schlechterdings die Zurückgabe von Schwibus, ließ sogar mehr als einmal durch seinen Gesandten darum ernstlich anhalten, und das um so mehr, da die Jesuiten u. der Bischof von Breslau in ihn drangen, dieses Land aus den Händen der Ketzer zu befreien, weil man die Vermessenheit gehabt in Schwibus eine Lutherische Kirche zu erbauen. Der Churfürstl. Staatsrath widersetzte sich zwar mit aller Macht der Forderung des Kaisers und trug auch bey Friedrich darauf an, den Rhevers für ungültig zu erklären; allein der Kaiser drohete einige Bataillons Truppen aus Glogau und andern Orten zusammen zu ziehen, und dieses Land nach dem Inhalt des Rheverses mit Gewalt wegzunehmen.

Friedrich wollte sein gegebenes Wort nicht brechen, und aus falschem Ehrgeiz sich nicht selbst für unmündig erklären. Kaiserlicher Seits schmeichelte man ihm auch mit der Anwartschaft auf das Fürstenthum Ostfriesland und auf die Grafschaft Limburg. — Der Graf Freitag starb über diese Unterhandlung, und sein Nachfolger, der Graf Colowrath, betrieb nunmehr dieselbe mit grosser Hefigkeit. Er hatte den Auftrag mit dem Churfürsten selbst über diese Sache zu sprechen. — Da selbige Friedrich höchst zuwider war, so besorgten die Minister mit Recht, er möch e

dem Grafen so gleich alles zugestehen. In dessen Wissen sie doch den Churfürsten so ziemlich nach ihren Gesinnungen zu stimmen; so daß Colowrath in der Audienz eine zwar befriedigende, aber doch mit einigen Bedingungen versehene Antwort erhielt. Nunmehr kam Colowrath noch mit einem zweiten Antrag; nemlich wegen der Zulassung der Krone Böhmen in das Churfürstl. Collegium. Dies war eine sehr bedenkliche Sache, welche der deutschen Fr. v. heit äußerst gefährlich schien. Dankelmann schlug sie dem Grafen geradezu ab. Allein die Geistlichen Churfürsten hatten dem Kaiser diese Admision schon versprochen, und Hannover und Pfalz hatten gleichfalls eingewilliget. Die Sache zögerte sich indessen noch einige Zeit. Endlich, da Colowrath befürchtete, seine Unterhandlung hietinn möchte am Brandenburgischem Hofe scheitern; so beklagte er sich bey dem Freyherrn von Dankelmann, daß man dem Kaiser in einer so billigen Sache sich nicht willfährig bezeugen wolte. Dies war der Zeitpunkt, welchen der Freyherr von Dankelmann wahrnahm, dem Kaiserl. Gesandten zum erstenmal den Entschluß seines Churfürsten die Königliche Würde in Preussen anzunehmen, zu eröffnen, wobey er ihm zu erkennen gab; daß die wichtigen Dienste, welche das Haus Brandenburg dem Kaiser geleistet hätte, ihn hoffen lieffen, der Kaiser werde die Königliche Majestät seinem Herrn gern gönnen, und ihn für einen König von Preussen erkennen.

Bei diesem Antrage gerieth der Graf von Colowrath in ein sichtbares Erstaunen. Er versetzte, dergleichen Proposition hätte er sich am Berlinschen Hofe nicht versehen.

Er

Er getraue sich auch nicht, das geringste davon seinem Hofe zu berichten; denn er hielte dafür; man möchte in Wien glauben, er fände Vergnügen an Visionen — Er verbäte also diesen Antrag, welcher doch nie zur Rücklichkeit kommen, wohl aber großes Mißtrauen und Uneinigkeit erwecken würde.“

Bei dieser etwas dreisten Antwort des Grafen Colowrath nahm der Frenherr von Danckelmann einen festen Ton gegen den Gesandten. Er sagte: „Der Churfürst wäre ein souverainer Herzog in Preußen, könne sich also, ohne daß es jemand hindern dürfte, einen König nennen, und Kron und Scepter annehmen. Es geschehe also bloß aus Hochachtung gegen den Kaiser, daß man ihm dis Vorhaben bekannt mache. Es giesge dem Kaiser nichts ab, wenn der Churfürst ein souverainer König wäre, da er als Churfürst ohnehin schon mit den Königen gleichen Rang habe. England, Dänemark, Pohlen und die General:Staaten würden ihn gleichfalls als König in Preußen erkennen. Der Churfürst habe noch Niemand als dem König von England und zween seiner Räte bis jetzt sein Vorhaben entdeckt —“ So bald der Graf Colowrath diese Unterredung mit dem ersten Minister des Churfürsten nach Wien berichtete, so machte diese Sache unter den Kaiserl. Ministern ein gewaltiges Aufsehen. Indessen wird bemerkt werden, durch welche Mittel und Wege Friedrich die Sache in Gang brachte und sie den Ministern in Wien annäherlich machte.

Da man dem Churfürsten wegen Anerkennung der Königl. Würde in Wien Hofnung machte, so willigte er nunmehr um so lieber

in die Abtretung von Schwibus) und betrieb die Sache selbst. Er war auch gegen den Freiherrn v. Dankelmann über die Zögerung des Kaiserl. Hofes wegen der Anerkennung der Königl. Würde ungeduldig, weil er seine Gefanzen bey dem da d. zu hoffenden Frieden gern als Käuf. volte wolle leben und seine Würde gänzlich brenn Frieden anerkannt wissen.

Die Churfürstl. Minister, der Freyherr v. Weinders, v. Albeck und v. Fuchs waren der Königl. Würde entgegen, und widerriethen sie aus wohlmeinendem Patriotismus durchaus. Sie waren versichert, Friedrich würde dem Kaiser harte Opfer dafür bringen müssen. Ihre Vermuthung war auch nicht ganz ungegründet. Denn die Kaiserlichen Minister verlangten in Berlin eine Katholische Parochialkirche, und daß die Sequestration im Mansfeldschen aufhören sollte. Diese Forderungen waren Ursach, daß die Krönung noch um viele Jahre verzögert wurde.

In Ansehung der Abtretung von Schwibus ward festgesetzt, daß die im Meyers versprochenen 143000 Rthlr. Species, im gleichen 14000 Rthlr. für das von dem Freyherrn von Knigge gekaufte Gut vom Kaiser solten bezahlt, und dem Kurfürsten die Expectanz auf Ostfriesland, welche man seinem Vater schon versprochen hatte, so wie auch auf Limburg gegeben werden. Die Auszahlung der Gelder erfolgte auch nach einigen Monaten zu Breslau, worauf Schwibus förmlich an den Kaiser abgetreten ward. Die Protestantischen Einwohner verlorren darauf ihre Kirche und Schulen. Sie gingen nach Crossen und Commerfeld. Zugleicher Zeit wurden auch noch mehrere

nässliche Protestantische Einwohner aus dem Gebirge in Schlessen vertrieben. Der Churfürst von Sachsen nahm sie liebreich auf. Und dies ist der Ursprung der Entdeckung der vortreflichen Cannaß-, Linnen- und Dammasß-Webereien bey Zittau und Görlitz in der Lausitz, welche diese Provinz noch bis auf den heutigen Tag durch ihre Arbeiten und Handel bereichern und blühend machen.

Der Churprinz, welcher um diese Zeit sein sechstes Jahr erreicht hatte, ward nunmehr den Händen des Staatsministers und Generalleutenants, Grafen Alexander von Dohna zur weiteren Erziehung anvertraut. Dieser Herr war in seinen Sitten streng und stoisch; in seinen Handlungen rechtschaffen und voll Ehrgefühl, bildete er seinen Zögling sehr bald nach seinen Grundsätzen. Da er von Jugend auf in der Armee gedient hatte, so hatte er ein stolzes hochmüthiges und gebieterisches Meynere, wodurch er sich aber nicht die Zuneigung der feinen Welt erwarb. Er wählte einen gewissen Hebeur aus der Schweiz zum Lehrer des jungen Prinzen, einen pedantischen, seichten Kopf, wenig geschickt den Kopf eines Prinzen zu bilden. Seine pedantische Methode flößte den Prinzen statt Liebe und Zuneigung, nur Ekel gegen die Wissenschaften ein; und die Folgen seiner Regierung haben es genug gezeigt, welchen unglücklichen Einfluß die irrige Wahl eines Lehrers auf seine Grundsätze gehabt hat.

Da der Krieg in Italien und Flandern (1695) noch immer fortgesetzt wurde; so wohnten die Brandenburgischen Truppen den Belagerungen von Casal und Namur bey, und letzteres ward größtentheils durch ihre

ihre Tapferkeit erobert. Der Halbbruder des Churfürsten, der Marggraf Carl Philipp diente bey der Armee in Italien als Volontair. Der junge Prinz verliebte sich zu Turin in einem Alter von zwey und zwanzig Jahren in die Gräfin von Salmour, einer jungen Wittve, welche mit den schönsten körperlichen Reizen, noch die vorzüglichsten Talente des Geistes verband. Sie verwarf alle Anträge des jungen Prinzen und so entschloß er sich, sich heimlich mit ihr zu vermählen. Die Sache ward bald ruchtbar; und da Friedrich durchaus in diese Mißheyrath nicht willigen wolte; so erhielt der Obriste von der Cavallerie, Hackeborn, Befehl, sich des Prinzen zu versichern und ihn nach Berlin zu bringen. Hackeborn erhielt auch bald die Erlaubniß des Herzogs von Savoyen den Auftrag auszuführen. Er überraschte eines Morgens den Prinzen nebst vier Officieren in den Armen seiner Geliebten. Der Prinz vertheidigte sich lange Zeit als ein Berzweifelster mit dem Degen. Aber am Arm verwundet und von der Uebermacht überwältiget, mußte er sich ergeben. Indessen hatten Piemontesische Officiere die Frau von Salmour in ein Kloster geführt. Der Schmerz des Prinzen über diese Trennung war unbeschreiblich. Er überhäufte Hackeborn mit dem bittersten Vorwürfen, und wollte sich durchaus nicht verbinden lassen. Er verlohr darüber so viel Blut, daß er in Ohnmacht sank. Man konnte in diesem Zustande nicht mit ihm abreisen. In der Nacht verfiel er in ein heftiges Fieber und den fünften Tag war er todt; nachdem er bis zum letzten Athemzug den Namen seiner Geliebten genannt hatte. Der Leich-

nam

nahm ward nach Berlin gebracht und mit Pracht beerdiget. Die Frau von Salmour erhielt sogleich nach dem Tode des Margrafen ihre Freyheit wieder, und nahm den Nahmen einer Frau von Brandenburg an. Sie forderte nun ihr Wittwengehalt, und als sie es nicht erhielt, ging sie nach Wien, um den Schutz des Kaisers anzuflehen. Der Churfürst bot ihr hierauf ein für allemal 100,000 Thaler mit der Bedingung an, den Nahmen von Brandenburg abzulegen. Sie gab aber die großmüthige Antwort, „die Ehre, die Gemahlin des Margrafen gewesen zu seyn, entschädige sie für alles Uebrige, und keine Schätze der Erdewürden je im Stande seyn, sie zu vermögen einen Schritt zu thun, welcher zeigte, sie wäre bloß seine Wittwe gewesen.“ Sie legte auch nicht eher den Nahmen von Brandenburg ab, als bis sie an den Sächsischen Staatsminister und Feldmarschall, Grafen von Bickerbach, verheyrathet war.

Der Abgang des Herzogs von Savoyen von der Partey der Allirten und die Schließung eines Separat-Friedens desselben mit Frankreich, erregte bey den Allirten große Besorgnisse. Der König von Schweden hatte seine Vermittelung angeboten, welche man auch angenommen hatte. Dis veranlaßte den Churfürsten nach dem Haag zu reisen, um sich mit dem König von England darüber zu besprechen, und ihm wegen des Absterbens seiner Gemahlin zu condoliren. Bey dieser Gelegenheit hätten sich die beyden Fürsten beinahe gänzlich überworfen. Der König wolte dem Churfürsten nicht den Trauskuhl zugestehen. Dies verdross ihn so sehr, daß er im Begrif

griff war, wieder nach Berlin abzureisen, ohne den König zu sprechen. Der Lord Portland v rathlich diese Sache noch, und brachte es dahin, daß beyde Fürsten sich im Haag sprachen, hernach aber der König den Churfürsten in Cleve den Besuch erwidern und den dieser Zusammenkunft ebenfallß einen Armsstuhl nehmen sollte, wie der König, weil er alsdann bey sich zu Hause sey. Als Wilhelm III. hierauf nach Cleve kam; so war alles zwischen beyden Fürsten gleich, außer daß der König dem Churfürsten zur Rechten ging und saß.

Dieser dem Churfürsten im Haag verweigerter Armsstuhl war Ursach, daß die so sehr angelegentliche Sache wegen der Königswürde von neuen wieder vorgenommen und mit der größten Beschäftigkeit betrieben wurde. Friedrich Wilhelm hatte sie nicht durchsetzen können, sein Sohn aber hatte die Ehre, sie auszuführen. Sein Staatsrath widersprach ihm gleich anfänglich hierin am meisten, und der Freiherr von Danckelmann, welcher die Größe der Schwierigkeiten, welche hiebey zu überwinden war, am besten kannte, war gerade derjenige, welcher am meisten entgegen war. Er stellte dem Churfürsten vor, daß der Kaiser und die deutschen Reichsfürsten ihre Einwilligung schwerlich dazu geben würden, ersterer, um einen Vasallen nicht neben sich, letztere, um einen ihres gleichen nicht über sich zu haben. Wohlten würde noch mehr entgegen seyn. — Es würde auch diese neue Würde viel größere Ausgaben erfordern, und weiter keinen Vortheil, als den leeren Titel verschaffen; das Volk aber, daß ohnehin schon so große Abgaben zu entrichten habe, könne mit keinen neuen belastet

belastet werden. Diese Gründe des Obergpräsidenten wurden von den mehesten andern Ministern, welche die Neigung ihres Herrn vollkommen kannten, leicht widerlegt. Als der Freyherr von Dankelmann sah, daß er der Mehrheit weichen mußte, so gab er seine Zustimmung dazu und schickte seinen Bruder nach Wien, um die Unterhandlungen darüber anzufangen.

Die kaiserlichen Minister, welche damals den größten Einfluß hatten, waren der Graf von Kaunis, Hof- und Reichs-Vize-Canzler, und der Oberhofmeister, Graf von Harrach. Letzterer war mit dem Kaiser erzogen worden, und war sein Liebling. Er hatte nicht Thätigkeit und Arbeitsamkeit genug, um große Pläne durchzuführen, auch fehlte es ihm an Kenntniß der Angelegenheiten. Beides besaß Kaunis. Dieser wog mit richtigem Blick das politische Verhältniß der Staaten und kannte die Reichsverfassung ziemlich genau. Aber beide Minister hegten eine beständige Feindschaft gegen einander und wählten einer des andern Ansehen beim Kaiser zu untergraben. Da Leopold ein stetes Mißtrauen gegen seine Minister hatte; so hörte er in wichtigen Angelegenheiten beider Rath, da er sich aber meistens mehr auf Kaunis, als Harrach verließ, so hatte in solchen Fällen meistens der erste über letztern das Uebergewicht.

Da man also vorher wußte, daß einer dem andern bey wichtigen Dingen am kaiserlichen Hofe entgegen arbeitete, so war es nicht genug nur einen für diese Sache gewonnen zu haben; aber auch beide zu einem Zweck zu vereinigen, war der schwerste Versuch von der Welt. Der Brandenburgische

burgliche Resident in Wien, von Bartholdi, zeigte indessen das einzige Mittel, wodurch beide Nebenbuhler gewonnen werden könnten. Er berichtete, daß der große Aufwand der Kaiserlichen höhern Bedienten ihre Bedürfnisse so sehr erhöht habe, daß man es in Wien für nicht unanständig hielte, von den Reichsständen bei Verzeihung ihrer Anwesenheiten am Kaiserl. Hofe Geschenke anzunehmen, und es würde dem Churfürsten keine geringe Ausgabe verursachen, wenn er so viel anwenden wollte, als dem Hause Braunschweig Lüneburg die Erwerbung der neuen Churwürde gekostet habe. Friedrich war von der Nothwendigkeit dieser Ausgabe so sehr überzeugt, daß er den Kaiserl. Ministern so wohl eigenhändig, als durch seinen Residenten die thätigsten Proben seiner Erkenntlichkeit versprach, wenn sie ihm bald zur Erreichung seines Zwecks beförderlich seyn würden.

Indessen zogen sich die Unterhandlungen noch immer sehr in die Länge; endlich die Minister sich erklärten, daß von ihrer Seite nicht die größten Schwierigkeiten zu erwarten ständen. Allein kaum hatte der Hof zu Versailles die Absichten des Churfürsten in Erfahrung gebracht, als er versprach; daß er der erste seyn wolle, Frieden für einen König zu erkennen, wosfern er seine in Diensten der Seemächte stehende Kruppen zurückriefe, und sich anheischig machte, ihnen in Zukunft keine mehr zu überlassen. Ludwig XIV. versprach noch überdies keinen Frieden einzugehen, wosfern nicht der Kaiser und seine Allirten sich anheischig machten, die neue Königl. Würde des Churfürsten anzuerkennen.

Indessen

Indessen hatte Frankreich den Herzog von Savoyen zu gewinnen, und sich dadurch den Frieden in Italien zu versichern gewußt. Es wandte nun seine Kräfte desto stärker gegen die Niederlande. Es eroberte Aeth daselbst und bald darauf die wichtige Stadt Barcellona in Spanien. Man konnte ihm nirgend mit Nachdruck widerstehen, und da es Mittel fand, den König von England, als die Hauptperson des Krieges zu besänftigen, und ihn als König von England anerkannte, so kam sehr bald der Friede zu Ryswick zu Stande, wodurch die großen Mächte zwar ihren Zweck erreichten, Deutschland aber und besonders die protestantischen Fürsten sehr gefährdet wurden. Strassburg blieb dadurch in den Händen der Franzosen. Frankreich eilte vorzüglich deswegen mit Abschließung dieses Friedens, weil die langwierige Krankheit des Königs von Spanien seinen nahen Tod vermuthen ließ, und dieser Vorfall, wie vorauszu eben war, einen neuen Krieg zwischen ihm und Oesterreich erregen würde.

Bald nach diesem Frieden erhielten die christlichen Waffen in Ungarn die Oberhand. Der Prinz Eugen übernahm hier von dem Churfürst von Sachsen das Commando. Der Sultan war mit einem Theil der Armee über die Theiß gegangen, um sich dem Fürstenthum Siebenbürgen zu nähern, und hatte den andern in einem verschanzten Lager bey Zenta zurückgelassen. Eugen beschloß sogleich die Türken in ihrem Lager anzugreifen. Von der Armee des Sultans jenseits der Theiß abgeschnitten, die Brücke und der Fluß im Süden besetzt, das ganze Lager überall umringt, sahen sie keine Rettung

tung mehr. Ein großer Theil der Armee ward niedergebawen, und was sich durch den Fluß zu retten suchte, fand darin seinen Tod. Mustafaha sahe jenseit des Flusses diese Niederlage mit an, ohne daß seine Neuterei sie verhindern konnte. Die Brandenburgischen Truppen trugen hier sehr vieles zum Siege mit bey, welches Eugen auch besonders in seinem Bericht an den Kaiser bemerkte. Die Kaiserliche Armee ging hierauf nach Bosnien, plünderte und verbrannte die Hauptstadt Seraglio, und kehrte darauf siegreich nach Ungern zu rück.

Der Tod des Königs von Pohlen Johann Sobiesky in diesem Jahre (1697) lenkte jetzt die Aufmerksamkeit fast aller Mächte, und vorzüglich Friedrichs, nach dieses Reich hin. Allein ehe noch die verschiedenen Bewerber um die Krone dieses Reichs auftraten, ereignete sich eine Begebenheit, welche nicht weniger die Aufmerksamkeit der Menschen erregte. Der Russische Zaar, Peter, hatte aus Begierde verschiedene Reiche in Europa kennen zu lernen, seine Staaten verlassen, und unter dem Nahmen einer Gesandtschaft eine große Reise angetreten. Friedrich hörte nicht sobald, daß der Zaar in Preussen anlangen würde, als er selbst nach Königsbätg eilte, um diesen hohen Gast zu empfangen. Er hatte dem Zaar einige Ingenieurs und Kanoniers geschickt, durch deren Hilfe und Geschicklichkeit er sich sehr bald in dem Kriege gegen die Türken von Azow Meister gemacht hatte. Der Zaar sah daraus, wie sehr die fremden Truppen den seinen überlegen waren. Er wünschte daher fremde Völker und Nationen kennen zu lernen, seine Truppen nach den ihrigen zu discipliniren, und sich selbst Kenntnisse

zu erwerben, welche ihm mangelten. Friedrich empfing diese Gesandtschaft, worunter sich der Zaar selbst unter dem Titel eines Groß-Commandeurs befand, mit großer Pracht und fand sich durch dieselbe ausnehmend geschmeichelt. Sie bestand aus 300 Personen, mehrensichs der vornehmsten jenseits Leute in Rußland, die der Zaar gleichsam als Geiseln der Ehren gegen etwaige Meutereien mit sich führte. Die Hüften trugen lange mit Wels gefütterte Kleider über lange mit Gold oder Silber gestickten Westen. An der Seite trugen sie einen Säbel, in dem Gürtel steckte ein Dolch. Lange Bärte hingen den Alten bis auf die Brust herab, ihre Köpfe waren geschoren, und auf den großen Welsmützen steckten Federn oder Diamantne Schleifen.

Der Cursfürst empfing diese seltene Gesandtschaft auf einem Thron sitzend. Der erste, zweyte und dritte Gesandte antwortete dem Freyherrn v. Dautelmann, welcher im Namen des Cursfürsten zu ihnen redete. Sie dankten Friedrichen im Nahmen ihres Herrn für die Ingenieurs und Kanoniers, die er ihm geschickt hatte und sagten, daß der große Ruf von den erhabenen Eigenschaften des Cursfürsten und der Ruhm, den seine Truppen in dem Kriege gegen die Türken sich erworben, den Zaar einen hohen Begriff von der Weisheit desselben beigebracht hätten, und daher habe er beschlossen, eine Gesandtschaft an ihn zu schicken, ihn um seine Freundschaft ersuchen, und die seinige ihn versichern zu lassen — Der Zaar wohnte übrigens in einer Vorstadt und ließ sich wenig sehen. Alles erregte seine Bewunderung, alles schien ihm sonderbar und neu. Er unterrichtete sich über alles

alles. Dennoch blickte die Rohheit und Wildheit seines Charakters durch seine äußere angenommene Sanftmuth hervor. Er fragte einst, durch welche Strafen man die Verbrecher hier hinstichte. Man antwortete ihm, daß man die Diebe hänge, und die Mörder rädere. Das letzte war ihm neu. Er bat also, daß man doch in seiner Gegenwart eine solche Execution anstellen möchte. Man sagte ihm, daß gerade kein solcher Verbrecher jetzt da sey. „So nehme man einen von meinen Bedienten“ versetzte der Zaar. Man hatte Mühe, ihm diesen Gedanken aus dem Kopf zu bringen. Ein andermal freisete er mit dem Churfürsten und seiner Gemahlin in einem marmornen Saal zu Abend. Ein Bedienter ließ einen Teller fallen, wodurch ein grosses Geräusch entstand. Plötzlich sprang der Zaar voll Schreck auf, zog den Säbel und setzte sich in Vertheidigungsstand. Der Dolmetscher fiel ihm in den Arm, und der Churfürst ließ ihn bedenken, daß er in seinen Staaten keine Gefahr zu besürchten habe. Er konnte sich aber nicht beruhigen, sondern verlangte, daß der Bediente, welcher den Teller hatte fallen lassen, auf das strengste bestraft werden sollte. Eben fand sich ein Verbrecher im Gefängnisse welcher ausgestäubt werden sollte. Man vollzog also die Strafe einige Stunden früher, nur machte dem Zaar glauben, daß es der Mensch sey, welcher ihn erschreckt habe; worauf er sich zufrieden gab.

Nachdem der Zaar mit seinem Gefolge von Königsberg abgereiset war, so beschäftigte den Churfürsten nur allein die Wohlthätige Thronerledigung. Er schickte den Obermundschenck von Overbeck nach Warschau

schau mit der Instruction, sich zu stellen, als interessirte er sich für keinen der Kronbewerber. Es waren deren eine Menge. Die drey Söhne des verstorbenen Königs, der Prinz von Conti, der Marggraf Ludwig von Baden, Deschalcki, Neffe des Pabsts Innocenz XI. und endlich Friedrich August, Churfürst von Sachsen. Es schien, als würden so viele Mitwerber um diese Krone, eine gewaltige Irrührung in Pohlen bewürken. Friedrich August von Sachsen mit einer Armee von 30,000 Mann an den Grenzen, behielt endlich die Oberhand. Der Cardinal Primas wählte dagegen den Prinzen von Conti. Friedrich ließ es an kräftigen Vorstellungen nicht fehlen, den Primas auf die Seite des Churfürsten von Sachsen zu bringen; allein dieser war unbeweglich, und blieb auch beynahе sein ganzes Leben hindurch ein Feind seines neuen Königs.

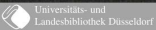
Carl XI. von Schweden starb bald nach dem König von Pohlen; und sein minderjähriger Sohn Carl XII. folgte ihm in der Regierung. Wenige Jahre nachher zeichnete sich dieser junge Fürst durch außerordentliche Thaten aus. Er erbt ein Reich, welches in einem guten Zustand sich befand, und welches ihm ohne die geringste Unruhe zufiel. Dagegen hatte sein jetziger Nachbar Friedrich August von Pohlen um die Krone dieses Reichs zu erhalten, seine Finanzen erschöpft. Er verkaufte zu dem Ende die Schutzvogtey über Quedlinburg, nebst der hohen Gerichtsbarkeit dieser Stadt, imgleichen das Amt Petersberg bey Halle, und die Schutzgerechtigkeit über die Stadt Nordhausen an Brandenburg für die Summe von 340,000 Thaler.

Wenige

Wenige Zeit darauf (1698) folgte der Sturz des Oberpräsidenten von Dantzigmann. Die Unbiegsamkeit seines Charakters und die wenige Neigung wegen Annahme der königl. Würde seines Herrn, hatten ihm das Misfallen des Churfürsten zugezogen. Auf der Reise nach Preußen waren ebenfalls verschiedene heftige Wortwechsel darüber vorgefallen; so daß der Churfürst auch zu einem seiner Vertrauten gesagt hatte: „Dantzigmann will den Churfürsten spielen: Aber ich will ihm schon zeigen, daß ich sein Herr sey.“ Diese Worte erfuhr der Minister bald wieder, und ob sie ihm gleich hätten vorsichtiger machen sollen, so änderte er doch sein Betragen im geringsten nicht. Seine Feinde machten sich dieses zu Nutze und legten ihm viele, ganz unerwiesene Dinge zur Last. Man nahm ihn in Verhaft und brachte ihn nach der Festung Spandau als einen Staatsgefangenen, und bald darauf, als er seinen Feinden hier dem Hofe zu nahe schien, nach der Festung Weis. Alle seine Güter wurden in der Folge confiscirt. Man hatte bemerkt, daß der Churfürst, den man sonst nicht der Verstellung eben fähig hielt, am Abend zuvor noch ganz freundlich mit ihm gesprochen hatte, wodurch selbst die feinsten Hofleute waren hingegangen worden. Das Publikum war über seine Ungnade mehr erstaunt, als unzufrieden. Seine Gefangenschaft dauerte sechzehn Jahre; allein er ertrug sie als ein großer, verdienstvoller Mann mit Muth. Sein Unglück zog das seiner Brüder nach sich. Alle verlohren ihre Aemter ohne ihr Verschulden. Sie erhielten sie aber in der Folge wieder und verwalteten sie immer mit Treue.

Der Feldmarschall von Barfuß ein jachzorniger und hochwüthiger Mann erhielt die Stelle eines Oberpräsidenten. Er war nicht geschickt genug sich zu erhalten. Ein weit feinerer Mann verdrängte ihn bald und ward der Günstling des Churfürsten. Dies war der Freyherr von Colbe, nachheriger Graf von Bartenberg. Er war aus der Pfalz gebürtig, und so schnell ihn Friedrich auch zu den höchsten Ehrenstellen und Würden erhob, so legte er doch nie jene Bescheidenheit und Höflichkeit ab, welche seinem sanften Character so natürlich war. Wenn seine Gemahlin, welche aus einem niedern Stande aus dem Clevischen war, weniger Ehrgeiz und Stolz besaßen, so würde kaum der Meid es gewagt haben, ihn anzutasten. Sie spielte eine große Rolle am Hofe des Churfürsten, welcher bloß aus der Rücksicht, weil sie die Gemahlin seines Günstlings war, ihr manchen abernuen Streich zu Gute hielt.

In diesem Jahre besuchte der König von Pohlen den Churfürsten zu Johannesburg in Preussen, wo er acht Tage blieb. Friedrich August versprach hier dem Churfürsten, ihn sofort als einen König von Preussen zu erkennen, so bald er nur die Krone annehmen würde, versicherte auch, die 400,000 Thaler auszahlen zu lassen, welche die Republik seinem Vater von den Belauischen Tractaten her, noch schuldig war, und willigte ein, daß im Fall diese Summe nicht bezahlt würde, der Churfürst sich der Stadt und des Gebiets von Elbing bemächtigen könnte. Indessen wurden der obige 400,000 Thaler nicht ausgezahlt. Friedrich ließ also durch den Generallieutenant von Brand Elbing durch ein Corps Truppen in Besitz nehmen. Die Pohlen er-



hoben darüber ein fürchterliches Geschrey; bis endlich die Sache dahin vermittelt wurde, daß der Churfürst von seiner Forderung 100,000 Thaler fahren ließ, die Pohlen aber versprachen, die übrigen 300,000 Thaler binnen drey Monaten zu bezahlen. Zur Sicherheit setzten sie ihm eine Krone und einige andere Kleinodien zum Unterpfand, mit der Bedingung, daß wenn sie nicht Wort hielten, es dem Churfürsten frey stehen sollte, Elbing wieder einzunehmen. Die Brandenburger räumten darauf diesem Vergleich gemäß im Febr. 1700 die Stadt. Der Churfürst aber behielt das Territorium der Saide Elbing in Besiz.

Nachdem Friedrich nun hatte erleben müssen, daß sein Vetter König von England, sein Nachbar König von Pohlen, sein Schwiegervater aber von einem Herzog Churfürst geworden war, so verlangte er die Krone. — Nie war auch ein Zeitpunkt günstiger dazu, als der jetzige. Man erwartete täglich den Tod des Königs von Spanien; in den Cabinetten arbeitete man Tag und Nacht zu neuen Projecten und Unterhandlungen, und am diesen mehr Kraft und Nachdruck zu geben, rüstete man sich zu einem gewaltigen Kriege. Dem Kaiser war also der Beistand des Churfürst-en sehr nöthig. Der König von Pohlen, der Saar und der König von England hatten ihm bereits versprochen, ihn für einen König von Preussen zu erkennen. Es blieb also nuu noch die Hauptperson, nemlich der Kaiser Leopold übrig, dessen Einwilligung schlechterdings dabey nothwendig war. Die Kaiserlichen Minister waren bereits gewonnen, allein keiner wollte diese Sache dem Kaiser vortragen, aus Furcht, bey einer so wich-

wichtigen Angelegenheit eine abschlägliche Antwort zu erhalten. Kannik und Bartholdi berathschlagten lange, durch wen wohl der Antrag am geschicktesten bey Leopold könnte gemacht werden, als der Zufall eine Person mit ins Spiel brachte, an welche kein Mensch gedacht hatte. Als nemlich das Resultat von Kannik und Bartholdis Berathschlagungen endlich dahin ausgefallen war, daß es am schicklichsten wäre, daß letzterer selbst dem Kaiser die erste Eröffnung über diese Angelegenheit thun sollte, meldete Bartholdi im Januar 1700 diese Uaterröbung mit Kannik dem Hofe. Er hatte in seinem Bericht eine gewisse Chiffre, welche ihn selbst und eine andere, welche den Vater Wolff bezeichnete. Der Deschiffrent in der Geheimen Erats-Canzley verwechselte diese beyden Chiffren, und setzte durch ein Versehen statt Bartholdi, den Vater Wolff. Der Churfürst und sein Ministerium glaubten also, daß Kannik von Bartholdi gebilligter Rath sey, daß die Sache am besten durch den Vater Wolff an den Kaiser gebracht werden könnte; und so erhielt Bartholdi Befehl, dem Vater Wolff im Nahmen des Churfürsten von der ganzen Sache Kenntniß und zugleich demselben ein Churfürstliches Handschreiben zu übergeben. Kannik und Bartholdi erstaunten nicht wenig über diesen ihnen ganz unbekanten Plan, und ersterer wollte diesen besondern Gang anfangs nicht billigen, da er indessen überlegte, daß Churfürst müsse seine beßondern Gründe wegen der Wahl dieses Mannes haben, so ließ er sich die Sache gefallen.

Er eröffnete ihm also nebst Bartholdi dieses wichtige Vorhaben. Der Jesuit bejeigte

sich auch sehr bereitwillig es zu übernehmen, und fand sich durch das besondere Vertrauen des Churfürsten ungemein geehrt und geschmeichelt. Er war in Intriguen und Belchändeln nicht ungeübt, und hatte selbige als ehemaliger Gesandtschafts-Captlan in Berlin kennen gelernt. Bartholdi meldete darauf dem Churfürsten, daß der Pater Wolff zwar beym Kaiser gelitten wäre und zu dergleichen Geschäften nicht ganz unfähig sey; er habe aber auch einen Fehler, welcher die beste Sache durchaus verderben und ruinieren könne. Dieser Geistliche sey äusserst schwachhaft, rühme sich gern des Ansehens, daß er beym Kaiser etwas gelte, und mache sich groß mit dem Vertrauen, dessen er von großen Herrn gewürdigt werde. Dabey sey er sehr hitzig und übereilt, und könne also leicht alles rückgängig machen; er habe indessen nicht ermangelt dem ausdrücklichen Befehl des Churfürsten Folge zu leisten.

Man kann sich leicht das Erstaunen, aber auch die Unruhe Friedrichs denken, worin eine so unerwartete Nachricht ihn versetzen mußte. Mit so großer Uebersehung, Klugheit und Behutsamkeit man diese wichtige Angelegenheit auch unternommen hatte, so konnte jetzt doch ein einziger unglücklicher Augenblick das ganze Vorhaben scheitern machen. Dazu kam, daß dieser Jesuit von dem Grafen Harrach auf das tödtlichste gehaßt wurde. Denn so wie Bartholdi nach geschehenem Antrage sich gegen ihn nur merken ließ, daß man wohl die Idée habe, durch den Pater Wolff die Sache dem Kaiser vortragen zu lassen, so erklärte er sich aufs heftigste dagegen, und sagte: Es sey ein verächtliches Mittel durch einen Pfaffen ein

ein so wichtiges Geschäft betreiben zu lassen, auf den der Kaiser in Staatsachen gar nicht höre, und gerade durch dessen Vortrag gar leicht gegen die ganze Sache eingenommen werden könnte. Man mußte also die ganze Eröffnung, die man dem Vater Wolff bereits in der That gemacht hatte, jetzt so gar gegen Harrach verheimlichen. Indessen gab der Jesuit die stärksten Versicherungen seiner Verschwiegenheit, und trug die Sache am 27. Febr. dem Kaiser wirklich vor. Der Monarch hörte ihn ruhig an, und zeigte Gesinnungen für den Churfürsten, welche der Jesuit als sehr vortheilhaft für sein Vorhaben erklärte. Nunmehr sollte Bertholdi in einer eignen Audienz beim Kaiser die Sache vortragen, und Kaunitz entwarf den Plan, daß Friedrich durch ein förmliches Diplom von Kaiser zum König erhoben werden sollte; allein der Minister von Sagen, welcher dem Grafen Bartenberg und dem Churfürsten in dieser wichtigen Unterhandlung vornehmliche Rathschläge ertheilte, verworf durchaus diesen Plan. Er wolte, daß sein Herr Niemanden, als sich selbst die Krone zu verdanken haben sollte.

Indessen verlangte der Berliner Hof Beschleunigung dieser Sache; und da man die Langsamkeit des Kaiserlichen in solcher Angelegenheiten kannte; so ließ man demselben instauriren; daß der Churfürst die Einwilligung des Kaisers mehr aus Freundschaft als aus absoluter Nothwendigkeit suche, daß wenn man noch lange zögere, sich der Churfürst allein mit Bestimmung seiner Unterthanen um König erklären werde, und daß man alsdenn aber auch in einem erwanigen Spanischen Suc-

cessions: Kriege mit seinen Beistand nicht so willfährig seyn dürfte, als es vielleicht jetzt geschehen könnte. Bartholdi erhielt darauf am 17ten März beim Kaiser Audienz. Leopold hörte seinen Vortrag ruhigen und heitern Blicks an, ohne die Augen niederzuschlagen, und unverständlich vor sich hinzumurmeln, wie immer seine Gewohnheit war, wenn ihm eine unangenehme Sache vortragen wurde. Er antwortete denn Gesandten in allgemeinen Ausdrücken, und verwies ihn an seine Minister die Grafen von Kauniz und Harrach.

Dennoch verzögerte sich diese Sache immer weiter. Der Kaiser sprach lange Zeit nicht von dieser Angelegenheit mit seinen Ministern, so daß man nicht wußte, woran man eigentlich war. Endlich kam die Cahtwoche und da hatten alle Staatsgeschäfte wegen der frommen Übungen des Monarchen ein Ende. Die Gesandten der Nordischen Mächte mußten dies erfahren. Es war eben der große Nordische Krieg ausgebrochen. Sie suchten Leopold zu allerley Entschliessungen zu bewegen; als sein man antwortete ihnen: „daß der Kaiser sich in seiner Andacht nicht werden stören lassen, wenn auch der ganze Norden darüber zu Grunde ginge.“ Endlich behandelte man die Sachen in Conferenzen, wo aber die Kaiserlichen Minister so viele Schwierigkeiten häuften, daß Bartholdi ungeduldig über so vielfältige Zögerungen um eine zweite Audienz beim Kaiser anhielt. Sie ward bewilliger. Hier seht Bartholdi seine ganze Beredsamkeit auf, um den Kaiser die Wichtigkeit seiner Gründe recht anschaulich zu machen; allein der Erfolg

Erfolg war von der ersten durch nichts verschieden.

Endlich nach vielen Conferenzen, Gutachten, Berathschlagungen, Widersprüche, und Widerlegungen kam dieses wichtige Geschäft am Kaiserlichen Hofe zu Stande, wiewohl mit einem sehr großen Kostenaufwand an alle dieseligen, welche dasselbe mit ihm glücklichen Ausgang eingeleitet hatten. Der Vortheil war lediglich bey dieser Angelegenheit auf des Kaisers Seite, welches sich leicht aus den Diensten ermessen läßt, welche Friedrich ohne alle Rücksicht dem Hause Oesterreich im Spanischen Successionskriege leistete. Der Allianz-tractat vom Jahre 1686 ward mit sehr lästigen Bedingungen für Friedrich erneuert, und nachdem Leopold die wichtigsten Vortheile in demselben erhalten hatte, unterzeichnete er am 10ten Nov. den Krontractat, worin er versprach, Friedrich III. sofort als König von Preussen zu erkennen, so bald derselbe die Königliche Würde annehmen würde.

So wie der Churfürst am Wiener Hofe einen glücklichen Ausgang seiner Angelegenheit voraussehen konnte, so vollendete die Churfürstin die Unterhandlungen mit den Gemächten und dem Churfürsten von Baiern, damals dem Statthalter der Niederlande. Der Graf von Wartenberg verband sich diese Prinzessin durch Vorstreckung einer ansehnlichen Summe, welche sie nebst ihrer Mutter, der Churfürstin zu Hannover zu ihrer vorhabenden Reise nöthig hatte, und vermochte sie, seiner Gemahlin die Courben ihr zu verstatten. Beide Prinzessinnen gingen darauf nach Brüssel, von da nach dem Haag und nach Loo. Der Churfürst von Bayern sowohl, als der König von England

versprachen hierauf Friedrich für einen König von Preussen zu erkennen; und man kann leicht denken, wie angenehm bey ihrer Rückkehr ihrem Gemahl eine so günstige Nachricht war. Es konnte ihm nunmehr auch nichts zurückhalten, sein Vorhaben ins Werk zu setzen, und ohne die schöne Jahreszeit zu erwarten, eilte er am 17ten Dec. im Jahre 1700 mit seiner Gemahlin, dem Churprinzen und seinen Brüdern, den Prinzen Friedrich und Christian Ludwig nach Preussen. Man kann sich einen schwachen Begriff von dem asiatischen Pracht folgen machen, wenn man weiß, daß außer den herrschaftlichen Pferden, noch 30,000 Mannweide erfordert wurden. Da man nur des Vormittags reifete, so langte man den 29 December mit 200 Staats- und Reisewagen in Königsberg an. Es ward so gleich diese ganze Stadt in Bewegung gesetzt. Man arbeitete an Feuerwerken, Verzierungem der Schloßkirche, an Triumphbögen, Illuminationen und tausend andern Lustbarkeiten. Am 1sten Januar 1701 ward unter Läutung aller Glocken, Abfeuerung des Geschüßes, und unter Pauken und Trompetenschall die Annehmung der Königl. Würde öffentlich bekannt gemacht. Den Tag darauf, Sontags, ward der schwarze Adler-Orden gestiftet. Es wurden überhaupt mit Inbegriff der Prinzen achtzehn Ritter gemacht. Am 18ten war die feierliche Krönung. Man kann leicht erachten, daß ein so prachtliebender Herr nichts gespaaret hatte, um diese Ceremonie so glänzend zu machen, wie es nur immer seine Kräfte vermochten, und es würde überflüssig seyn, selbige mit allen Umständen hier auseinander zu setzen. Man weiß z. B. daß jeder

jeder Knopf an dem Kleide, des Königs ein Diamant war, welcher 3000 Stück Dukaten gekostet hatte; daß die Agraffe am Königsmantel, welche aus drey Diamanten bestand, 100,000 Thaler werth war; daß einige Diamanten der Krone 90 bis 100 Gran und einige Brillanten 130 an Gewicht hatten. Auch die Königin war mit unbeschreiblicher Pracht bekleidet. Ihr Anzug war Goldbrokat, sie war mit den kostbarsten Perlen behängt, und strahlte von unschätzbaren Juwelen.

Schon im Audienzsaal setzte sich Friedrich die Krone selbst auf, nahm das Scepter und ging zur Königin, welche sich ebenfalls, indem sie ihm entgegen kam, bey einer Verbeugung gegen ihren Gemahl die Krone aufsetzte. Der Zug ging nun aus dem Schlosse in die nahe Lutherische Schlosskirche, wo die beyden Hofprediger Ursinus und von Sander, welche zu Bischöfen wegen dieser Feierlichkeit waren erhoben worden, den König empfingen, und sie beide auf die Throne führten, welche zu beiden Seiten des Altars errichtet waren. Sie empfingen darauf das Abendmahl und der Bischof von Bär salbete sie beide. Sie setzten sich darauf beide ihre Kronen wieder auf, und der König schwur über das Duell-Mandat zu halten. — Die ganze Ceremonie war eine Nachahmung der Krönung der Könige von England und endigte sich auch beinahe in der nehmlichen Art.

Man sah so lange sich der König in Königsberg aufhielt nichts als Freudenfeste und Lustbarkeiten. Es waren eine ungeheure Menge Fremden in dieser Stadt. Alle Gesandten waren dem Hofe gefolgt, und selbst viele vornehme Pöhlen waren dahin gekommen.

(60)
men, um den König Glück zu wünschen; viele andere vornehme Pohlen thaten es sehr eifrig. Der König von Pohlen schickte sogleich den Grafen Cobiansky um dem neuen König seinen Glückwunsch abzustatten; als sich die Republik wollte ihn nicht dafür erkennen. Der Pabst und der deutsche Orden protestirten laut gegen diese neue Würde, und riefen den Kaiser und den König von Frankreich zum Beistand, doch ohne Erfolg, an. Friedrich verließ nun mit eben dem Pabst diese Stadt, welcher die ganze Zeit über dasselbst geherrscht hatte, und langte den 7ten März zu Potsdam an. Den 17ten May hielt der König und seine Gemahlin ihren Einzug in Berlin, wo neue Lustbarkeiten auf einander folgten.

Der Kronprinz hielt sich gewöhnlich zu Berlin auf und beschäftigte sich mit Errichtung zweyer Cadetten-Compagnien. Sein Geist neigte sich ganz zu militairischen Beschäftigungen. Seine Mutter bemerkte sehr bald diesen unterschiedenen Hang, und suchte ihn auf andere Gegenstände zu lenken. Der Prinz mußte zuweilen in ihrer Gegenwart Bücher lesen, welche geschickt waren, seinen Geist zu bilden. Er mußte auch zuweilen Ballet tanzen und Comödie aufführen. Allein der Prinz beharrte sich dabei auf eine Art, daß man genug den Zwang erkannte, welchen diese ihm widrige Beschäftigungen hervorbringen mußten.

Dem großen Geist dieser Prinzessin hat der Staat die Stiftung der Academie der Wissenschaften zu verdanken. Ihr dringendes und wiederholtes Ansuchen bey ihrem Gemahl bewürkte endlich ihre Errichtung, und der unsterbliche Leibnitz ward ihr Präsident. Schon der Churfürst Friedrich Wilhelm

helm trug sich mit diesem Plan, konnte ihn aber zu der Zeit nicht ausführen. Friedrich führte den Entwurf seines Vaters aus und wies diese Academie die reinen Einkünfte der Calender zum Fonds an. Die Akademie der Künste hatte er schon im Jahre 1696 errichtet. So wie hier die Künste des Friedens ihren milden Einfluss äussern, so wütheten an den Grenzen Preussens Verheerung und Krieg. Carl XII. von Russland, Sachsen und Dänemark angegriffen, demüthigte zuerst das letztere und zwang dessen König in seiner Hauptstadt Friede zu machen. Bey Narva schlug er die Russen, die Sachsen bey Miga. Indessen verbrach Carl dem neuen Könige von Preussen die Neutralität. Pohlen ward von Carl mit einer Armee überschwenmt. So viel Schlachten, so viel Siege, so viel Unternehmungen, so viel Triumphe. Carl ward der Dictator in Pohlen so wie im ganzen Norden.

Von der andern Seite erhob sich in Süden ein weit ansehender Krieg. Carl II. König von Spanien war mit Tode abgegangen, und hatte Ludwig XIV. zum Erben eingesetzt. Dieser trat seine Erbschaft an seinen zweyten Ehel, Philipp von Anjou ab. Das Haus Oesterreich hatte gleiche Rechte zu dieser Erbschaft und verlangte sie für sich. Ludwig XIV. stand damals auf dem Gipfel seiner Größe. Mächtige Flotten, große Armeen und zahlreiche starke Festungen bildeten eine Macht, die ganz Europa in Schrecken setzte. Bald erhob sich ein Bündnis gegen diese Macht, welches auf nichts geringers, als auf ihre rümmerng hinausließ. Friedrich, welcher hart an seinen Grenzen die Wuth des Krieges in voller Flamme erblickte und von dem man

hätte glauben sollen, sein Interesse fordere auf die Sicherstellung seiner eigenen Staaten bedacht zu seyn, nahm kühnlich Antheil an dem großen Bündnisse, welches gegen ein so mächtiges Reich gerichtet war. Der Fürst, welcher im Punkte der Ehre so stolz war, ließ sich herab von seines gleichen Subsidien zu nehmen, und eine geringe Rolle zu spielen, indeß er sein Ansehen auf einen hohen Grad hätte erhöhen können, wenn er in seinem eigenem Lande eine tüchtige Armee in Bereitschaft setzte.

Bald nachher, da der Krieg auszubrechen im Begriff war, starb Wilhelm v. Oranien, König von England, und ihm folgte Jacob des Zweiten Tochter, Anna, in der Regierung. Friedrich ging sogleich nach dem Elvischen, um die Erbschaft des Königs in Besitz zu nehmen, und gründete seine Rechte auf das Testament Friedrichs Heinrichs von Oranien, der im Fall, daß seine männliche Erben mit Tode abgingen seine Tochter, die Mutter Friedrichs zur Erbin eingesetzt hatte. Wilhelm hatte indeß zum Besten des Fürsten Johann Wilhelm von Nassau ein Testament hinterlassen, und zu Vollziehung desselben die Generalsstaaten eingesetzt. Die Erbschaft bestand in dem Fürstenthum Oranien, in der Grafschaft Neurs und in verschiedenen in Holland und Seeland befindlichen Herrschaften. Oranien ward sogleich von Frankreich in Besitz genommen. Indessen war der Krieg gegen Frankreich ausgebrochen. Friedrich erbittet auf Ludwig XIV. erklärte ihn bald darauf ebenfalls den Krieg und sandte 20,000 Mann nach den Niederlanden und 6000 nach Italien.

Diese

Diese Truppen bewährten den unter Friedrich Wilhelm bereits erlangten Ruf der Tapferkeit. Sie nahmen unter dem Marggraf Friedrich Albrecht die Festung Kaiserswerth weg, und in der Schlacht bey Hochstedt, wo Styrum von Villars geschlagen ward, formirte der Fürst von Anhalt ein Viereck und zog sich über eine große Ebene in guter Ordnung nach einem Gehölze und retrirte auf diese Weise 8000 Preussen, welche die französische Cavallerie nicht anzugreifen sich getraute.

Da indessen August von Pohlen von Carl XII. gänzlich aus seinem Reiche herausgeschlagen und Stanislaus auf den Thron erhoben war, so schloß Friedrich mit Carl ein Schutzbündniß; erkannte auch aus Furcht vor seinen neuen Allirten den Stanislaus für einen König von Pohlen. Dagegen erkannte Carl auch Friedrich für einen König und beyde Fürsten verprachen einander die protestantische Religion zu schützen, und ihre Grenzen in Pommern zu bestimmen. Dagegen versprach Friedrich dem Könige August von Pohlen keine Hülfe zu leisten und dem Oligischen Friedenstractat treu bleiben wollte. Carl versicherte hinwiederum Friedrich ihm zur Erbschaft des Königs Wilhelm zu verheissen, und seiner Schwester der Herzogin von Curland jährlich 20,000 Rthlr. auszahlen zu lassen.

Sobald sich Friedrich durch diesen Tractat mit dem König von Schweden sicher hielt, so bemächtigte er sich zum zweitenmal des Gebiets und der Vorstädte von Elbing, und die Pohlen, welche jetzt in weit wichtigere Streitigkeiten verknüpft waren, mußten ihren Unwillen durch Klagen auslassen.

Zu Anfang dieses Jahres (1704) waren die Angelegenheiten des Kaisers in den wichtigsten Umständen. Der Churfürst von Baiern hatte durch Hüffe der Franzosen das Hochstift Passau weggenommen, und setzte seine Eroberungen in Oesterreich fort. Der Fürk Ragoczy war aus seiner Gefangenschaft aus Neustadt entflohen, hatte von der andern Seite eine Armee in Ungarn zusammengebracht, streifte bis in die Vorstädte von Wien, und setzte diese Residenz in Schrecken. Marlborough und Eugen näherten sich aber den Franzosen und Baiern mit starken Schritten, und trafen auf sie, bey dem Dörflein Hochstätt und Blenheim in Bayern. Die Preussen standen in dieser berühmten Schlacht unter dem Befehl des Fürsten von Dessau auf dem rechten Flügel, welchen der Prinz Eugen kommandirte. Bey dem ersten Angriff der Franzosen und Baiern wichen die kaiserlichen Truppen zurück; aber die Preussen hielt sich an, und brachen in die Feinde ein. Nun stellte sich der Prinz Eugen an ihre Spitze und sagte voll Verdruss über das schlechte Verhalten der Oesterreicher; er wolle mit braven Leuten sechten und nicht mit feldhüchtigen Truppen. Die Franzosen wurden gänzlich geschlagen. Man zählte 12000 Tode und 14000, worunter der Marschall von Tallard und 1200 Officiere waren, als Gefangene. Sämmtliche Kanonen, die Bagage, ein großer Menge Fahnen und Standarten und ein Stück Landes von mehr als 100 Meilen fielen den Siegern in die Hände.

So viel Frohlocken als diese wichtige Nachricht in Wien verursachte, eben so viel Besorgung erregte sie in Versailles. Man war eben im Begriff wegen der Niederkunft der Herzogin von Boulogne ein Fest zu geben

zubrennen; allein die Traurigkeit war so groß am franz. Hof, daß sogleich alle Feste und Lustbarkeiten eingestellt wurden.

Von der andern Seite schrieb Carl XII. dem Norden Gesetze vor. Friedrich besürchte bey der heftigen Gemüthsart dieses Königs in diesen Krieg mit verwickelt zu werden; besonders, da ein Corps, u. eine Armee Schweden nach der andern durch seine Staaten ohne alle Anfrage zog. Er schickte zwar ein Corps Truppen nach Preussen, allein dieses konnte bey Carls Uebermacht seine Staaten nicht decken. Er suchte sich also noch genauer mit den Seemächten zu verbinden. Diese kannten die Güte seiner Truppen und die Wichtigkeit seines Bestandes zu gut, als daß sie nicht gern die Hände dazu geboten hätten. Marlborough kam zu dem Ende im Anfange des Novembers selbst nach Berlin, um Friedrich dahin zu bewegen, ein Corps von seinen Truppen nach Italien zu schicken. Marlborough, welcher aus einer Landkarte, die auf Carl XII. Tisch aufgeschlagen war, des Königs Plan nach Moscau zu marschiren und Peter I. zu entronnen, erkannte, war es leicht den Charakter Friedrichs zu durchdringen. Er war gegen diesen Fürsten durchaus unterwürdig und demüthig, schmeichelte auf eine geschickte Art seiner Eitelkeit, und drängte sich hinzu, wenn er von der Tafel aufstand, um ihm das Waschbecken zu reichen. Fried. ich vermochte d. v. Schmeichelei dieses ausgezeichneten Hofmanns nicht zu widerstehen, was er dem Verdienst eines so großen Feldherrn und der Geschicklichkeit des tief eindringenden Staatsmanns vielleicht verweigert hätte. Er erhielt alles, und der Fürst von Anhalt marschirte an der Spitze von 8000 Preussen nach Italien. Um

Um diese Zeit (1705) setzte der Tod der Königin Sophia Charlotte den Hof und das Land in Trauer. Selbst unter den Fürstinnen von auszeichneten Verdiensten verband keine mit den Reizen ihres Geschlechts, solche Vorzüge des Geistes und einen so aufgeklärten Verstand. Sie war in ihrer Jugend Italien und Frankreich durchreiset und war für den Französischen Thron bestimmt gewesen. Der Geist der Geselligkeit, die wahre Cultur, Feingehit im Umgange und die Liebe zu den schönen Künsten und Wissenschaften brachte sie zuerst nach Berlin. Durch so viele Vorzüge vortreflich gebildet, war ihr Geist zu den abstraktesten Wahrheiten geschickt, und im Stande, mit dem Genie eines Leibniz zu empfinden und zu denken. — Diese große Prinzessin hatte ihre Mutter in Hannover besucht, sie fühlte sich schon auf der Hülfsreise nicht wohl, zwang sich aber doch noch öffentlich in ihrer Vaterstadt zu erscheinen. Sie verließ den Ball bei dem Commandanten von Kbeden mit Klagen über Halsweh. Die Nacht darauf ward das Uebel ärger, und am folgenden Morgen erklärten es die Aerzte und Wundärzte schon als tödtlich. Sie hörte diese schreckliche Nachricht ohne Furcht an, und schrieb an den König, um ihm für die Liebe zu danken, die er ihr immer im Leben bewiesen hatte, und um ihre Bedienten zu empfehlen. Sie nahm hierauf Abschied von dem Churfürsten und tröstete ihren Bruder den Herzog Ernst August, dessen Betrübniß an Verzweiflung grenzte. „Der Tod ist mir nicht fürchterlich, sagte sie, denn ich sehe ihn schon länger als unvermeidlich an.“ Man wollte einen Geistlichen zu ihr führen, sie sagte aber, „laßt

„laßt mich doch ohne disputiren sterben.“ Der Französische Prediger la Bergerie aus dem sie immer viel machte, kam indessen sie zu besuchen. „Sie kommen noch, sagte sie zu ihm, mir ihre Dienste anzubieten zu einer Zeit, wo ich nichts mehr für sie thun kann.“ Der Prediger wollte ihr Trost zusprechen; sie fiel ihm aber ins Wort und sagte. „Ich habe zwanzig Jahre lang über die Religion nachgedacht; ich habe die Schriften, die sich damit beschäftigen, aufmerksam gelesen. Es bleibt mir daher nicht der geringste Zweifel deswegen übrig, und sie können mir also nichts sagen, was mir nicht schon bekannt wäre. Ich versichere sie heilig, daß ich ruhig sterbe.“ Sie redete noch einiges, allein die Aerzte baten sie nicht viel zu sprechen. Als sie sahe, daß ihre Freundin Thränen über ihren Verlust vergoß, sagte sie zu ihr: „Glaubten sie denn, daß ich unsterblich sey?“ Einige Augenblicke darauf reichte sie ihrem Bruder die Hand und sprach: „Lebe wohl, geliebter Bruder: ich ersticke!“ Sie starb auch augenblicklich, indem das Geschwür im Halse aufgegangen war.

Die Nachricht von ihrem Tode erschütterte ihren Gemahl so stark, daß er in Ohnmacht fiel. Man mußte ihm eine Ader öffnen. Der innigste Schmerz bemächtigte sich seiner, und er fühlte die ganze Größe seines Verlusts tief. Nie ward eine Prinzessin so allgemein bedauert als sie, und nie verdiente es eine auch mehr als sie. Ihre Lebensart war indes von der ihres Gemahls sehr verschieden; sie liebte Fretheit und Ungezwungenheit, haßte allen Prunk und alles steife Ceremoniel, und es traf sich oft, daß wenn man sich vom Abendessen der Königin

nigin wegbegab, man zur Morgen-Tour beim König ging. Dennoch liebte der sanfte und gute Fürst seine Gemahlin über alles, und ihr zu Ehren erhielt das Lustschloß Charlottenburg seinen Namen.

Ihr Leichnam ward nach Berlin gebracht und auf das feierlichste zur Erde bestattet. Fünf Monate lang beschäftigte man sich mit den Zubereitungen zu ihrem Leichenbegängnis. Dreitausend Wachskerzen und Lampen erlichteten ein prächtiges Trauergerüst. Alle ihre Hofbedienten und Wachen standen in Trauer gehüllt an ihrem Sarge. Die Straßen wodurch der Leichenzug gieng, waren mit Brettern welche mit schwarzen Tuch beschlagen waren, belegt, und das Trauergerüste in der Dohmkirche kostete 80,000 Thaler.

Bald nach dem Tode der Königin von Preußen starb der Kaiser Leopold. Sein Sohn, Joseph, der Erbe seiner Würden, Reiche und Grundsätze setzte den Krieg gegen Frankreich fort, und das Europäische Staatssystem änderte sich um nichts. Der Krieg ward vielmehr mit verdoppelten Kräften besonders in Italien fortgesetzt. Hier litten die Preussen im Jahr 1706 beträchtlich, besonders in dem Gefecht bey Cassano. Hier fanden viele hundert brave Männer durch die Heftigkeit des Prinzen von Anhalt-Dessau für eine ihnen ganz fremde Sache ihr Grab. Der Verruß der Preussen war hier so ansehnlich, daß der Fürst von Dessau es nicht wagte ein genaues Verzeichniß der Gefallenen und Verwundeten zu überreichen, und als er es endlich auf Befehl thun mußte, gab ihm Friedrich zu erkennen, daß er es gar nicht billigte, daß er seine Truppen so wenig ehrete.

Indessen machte die berühmte Schlacht bey Turin, welche der Prinz Eugen über den Herzog von Orleans und den Marschallsen la Feuillade, und Marsin erfochte den Verlust bey Cassano wieder gut. Die Preussen, welche auf dem linken Flügel der Armee standen, hatten die Ehre diese Schlacht zu gewinnen. Die Franzosen standen hier in einem weit ausgedehnten, verschanzten Lager. Ihr rechter Flügel lehnte sich an die Doire. Der Fürst von Dessau war schon dicht vor ihren Verschanzungen am Rande des Grabens, als der heftige Widerstand der Franzosen seinen Angriff schwächte. In dem Augenblick schlichen sich drey Grenadiere längs der Doire hin und umgingen die Verschanzung an einem Orte, wo sie von diesem Fluß nicht gedeckt war. Mit einmal erscholl in der Französischen Armee eine Stimme, „wir sind abgeschnitten“ Alles gerieth in ein panisches Schrecken und ergriff die Flucht. In dem Augenblick erstieg der Fürst von Dessau die Verschanzung, und gewann diese große Schlacht. Der Prinz Eugen schrieb der Tapferkeit der Preussen lediglich die Befreiung von Turin zu; und der Herzog von Savoyen schrieb eigenhändig an den König, daß dessen Truppen den größten Antheil an dem Siege gehabt hätten. „Ich kann, fuhr er fort, ihren Muth und die Tapferkeit ihres Anführers, des Fürsten von Anhalt, nicht genug loben. Ich bin Ew. Majestät so vielen Dank schuldig, daß ich unzufrieden bin, Ihnen nicht meinen ganze Dankbarkeit bezeugen zu können.“ Von der andern Seite gewann Marlborough in Flandern die Schlacht bey Ramilliez. Und so wie die Schlacht bey Turin die Franzosen aus Italien

70
lien trieb, so vertheilte diese den Allirten
ganz Babant und das Spanische Flandern.
So wie die Allirten hier so große Fort-
schritte gegen Frankreich gemacht hatten, so
machte st. Carl XII. nicht minder gegen den
König von Polen. Nachdem er ihn aus
seinem Königreiche gänzlich vertrieben hatte,
war er ihm nach Sachsen gezogen, und
hätte sich des ganzen Churfürstenthums be-
mächtiget. Hier zwang er ihn auf die Pol-
nische Krone Verzicht zu thun, und selbige
dem Stanislaus abzutreten. Ganz Deutsch-
land gerieth über diesen Einfall des Königs
von Schweden in die schrecklichste Unruhe.
Friedrich wollte den König von Schweden
bewegen, Sachsen zu verlassen und schickte
deshalb seinen Oberhofmarschall von Prinz
als seinen Ambassador an ihn ab. Carl
nahm ihn ziemlich wohl auf, und Prinz
blieb mehrere Tage zu Alt- Danstadt.
Da er aber nicht unterließ in den König zu
dringen, Sachsen zu verlassen, und seine
Vorstellungen einen etwas ernsthaften Ton
mochten angenommen haben; So fragte ihn
Carl einstimmlich ironisch: „ob die Preussischen
Truppen eben so gut wären, wie die Bran-
denburgischen?“ Der Gesandte erwiederte
hierauf: „Ja Sire, es sind noch immer
die alten Soldaten, wie ehemals bey Fehr-
bellin.“

Carl verließ dieses Churfürstenthum mit
der Beute des Landes beladen. Bey seinem
Durchmarsch durch Schlesien zwang er den
Kaiser, daß er den Protestanten in diesem
Land 120 Kirchen zurückgeben mußte. Der
Pabst murrte entsetzlich hierüber, und Jo-
seph antwortete ihm: „daß, wenn der Kö-
nig von Schweden verlangt hätte, er solle
selbst lutherisch werden, so wüßte er nicht,
was

was geschehen seyn könnte.“ — Carl stellte darauf mit Friedrich gemeinschaftlich die Ruhe in Hamburg wieder her, welche ein unruhiger Prediger Krumpholtz angefaßt hatte; Indes der König selbst mit der Stadt Cöln, welche den Gottesdienst seines Residenzen von Diest, tumultarisch gestört hatten, in Erweitigkeit gerieth. Der König ließ darauf den Bürgern in Cöln ihre Waaren im Wesel, welche sie den Rhein herunter gehen ließen, anhalten, und nunmehr kamen diese vorher so fecken Reichstädter zur Vernunft.

Friedrich erlag um diese Zeit unter den Ränken einer Cabale, welche sich auf Kosten ihres Herrn bereicherte, und als seine erklärten Günstlinge ihn jede Rolle spielen ließen, welche sie ihrem Interesse angemessen fanden. — Der Kronprinz hatte sich seit Jahr und Tag mit der Tochter des Churfürsten von Hannover vermählt. Er verabschiedete nebst seiner Gemahlin die Ränke jener Unwürdigen und gab sein Mißfallen über ihr Betragen laut zu erkennen. Diese Leute, welche weiter kein Verdienst, als nur die Gunst ihres Herrn hatten, fürchteten ihn. Sie suchten also ihr Ansehen durch eine neue Stufe zu befestigen. Sie überredeten den schwächlichen, nur durch die Geschicklichkeit der Aerzte lebenden König, sich zum drittenmal zu vermählen, weil der Kronprinz keine Kinder bekommen würde. Die Gemahlin des letztern war gerade damals schwanger. Die Aerzte bestärkten ihn in dem Entschlus und versicherten ihn; seine Constitution sey sehr mannhaft und stark, und leide durch den ehelosen Stand. — Man wählte ihm also eine Prinzessin von Mecklenburg Schwerin, Sophie Louise, Wittwe des Erbprinzen von Mecklenburg
Güstrów

Güstrow. Kurz vor der Vermählungs-Ceremonie, sagte ihm der Kronprinz, daß seine Gemahlin im fünften Monat schwanger sey. Der König sah also, daß man ihn betrogen hatte. Die Vermählung ward vollzogen, aber die Ehe war sehr unglücklich. Die Prinzessin überließ sich, so frey sie vorher gewesen war, der Adächtelei, gerieth in Blödsinn, mußte am Ende in Verwahrung gehalten und nach Mecklenburg zurückgeschickt werden.

Das Glück, ermüdet Carl XII stets zur Seite zu stehen, wich endlich von diesem Fürsten und lächelte ihm nie wieder. Sein Marsch (1709) von Schlessen aus, gleng gerade durch Pohlen nach der Ukraine und hier verlor er in einer einzigen Schlacht bey Pultawa die Frucht neun Jahre hindurch so mühselig errungener Arbeiten; und alle jene mit so vielem Blute erkauften Siege, alle Triumphe, aller Ruhm, waren dahin. Als ein Flüchtling vom Feinde verfolgt, suchte er zu dem Schutze eines barbarischen Volks, dessen Almosen er elf Jahre hindurch annahm.

Den fürchterlichen Winter dieses Jahres folgte ein Miswachs und eine Hungersnoth und nach dieser die Pest, welche allein in dem Königreich Preussen 200,000 Menschen dahin raste, und auch die Neumark heimlichete. Dem König ward der größte Theil dieses schrecklichen Unglücks verhelt und so wurden hundert tausende dem bittersten Elende Preis gegeben, welche eine Woche Sparsamkeit des schweizerischen Hofes hätte retten können. Der Kronprinz war über eine so grausame Härte höchst unwillig. Er sprach mit den Finanzministern, den Grafen von Wartenberg und von Wittgenstein sehr

sehr nachdrücklich, um dem Volcke Hülfe u. Be. erzmittel zu verschaffen. Er fand diese hartvoerge Minister unbeweglich, und sie schlangen ihm die in Betracht des Lebens so vieler tausend Menschen so geringe Summe von 10,000 Thlr. gerade zu ab. Dieses unverantwortliche Betragen dieser Fremdsinge setzte den Prinzen in Wuth. Er beschloß solche ungerechte Minister, denen das Leben der Unterthanen nicht eine Nadel werth schien, zu stürzen, und setzte alle Mächten dazu in Bewegung. Die beiden Brüder von Kamecke, von denen der eine mit dem König oft Schach spielte, wußten ihre Rollen so geschickt vorzustellen, daß Wittgenstein auf die Festung Spandau geschickt, Wartenberg aber vom Hofe vertrieben ward. Man bewies dem König, daß diese beyden Minister das Land auffogen, daß Wartenberg eine jährliche Besoldung von 120,000 Thlr. jöge und der Juwelen Schmuck seiner Gemahlin eine halbe Million werth sey. Wittgenstein erhielt zwar in der Folge seine Freiheit wieder, mußte aber 80,000 Thlr. bezahlen und das Land räumen. Wartenberg begab sich vorher nach seinem Gute Wolfersdorf, hernach nach der Pfalz und erhielt eine jährliche Pension von 20,000 Thlr. Der König trennte sich nur mit großer Mühe unter Vergießung unverstellter Thränen von seinem Ober-Kammerherrn und Liebling. Er umarmte den Grafen und sagte ihm: „es thue ihm sehr leid, daß er ihn entfremden müsse; allein das Beste des Staats erfordert es.“ Zu gleicher Zeit zog er einen Ring von hohem Werth vom Finger, gab ihn dem Oberkämmerer, und sagte dabey: daß er ihn bey seiner Familie, als ein Zeichen seiner Freundschaft aufbewahren möge

möge

möge. Darauf entließ er ihn. Beyde schwammen in Thränen, und alle Umstehenden, nur nicht die Herren von Kameck wurden über diesen Abschied getüher. Er ging auf sein Guth, ward aber von da durch seine Feinde nach Frankfurth am Main verwiesen. Er packte nun alle Meubtes und Effecten zusammen, und nahm ein Vermögen mit sich, welches sich auf Millionen belief.

Zwey Tage nach seiner Abreise, schickte ihn der König einen Courier nach, welcher ihn in Eisenach einholte, der ihm den Oberkämmerer, Schlüssel und das Patent als Erbgeneralpostmeister abfordern mußte. Der Graf gab beides sogleich heraus, und schrieb dem Könige, daß er ihm selbst seinen Kopf darbringen würde, wenn der König ihn verlanete. Er zeigte in seinem Unglück eine Größe der Seele, deren wenige Menschen fähig seyn möchten. Er ließ sich nicht die geringste unbillige Kunstfertigkeit gegen die Urheber seines Unglücks entfahen, und sein Eifer und seine Ehrfurcht gegen den König hörten nur mit seinem Tode auf.

Die Truppen des Königs fochten indessen noch immer bey den Allierten, und Friedrich hatte das Vergnügen, von ihnen immer gute Nachrichten zu hören. Der Verlust von drey großen Schlachten hatten die Französischen Truppen muthlos gemacht. Fast alle ihre Festungen in den Niederlanden hatten sie verlohren, und das Elend in ihrem Reich hatte den höchsten Gipfel erreicht. Der ehemals so große, gesürchtere König war jetzt der Spott seiner Feinde und mußte Demüthigungen erfahen, welche

welche für einen Fürsten vom seiner Den-
kungsart die bittersten Empfindungen von
seiner so tief gesunkenen Größe hervorbrin-
gen mußten. Der Verlust von Dornick und
der Schlacht bey Malplaquet, wo der Graf
Fink die Preussen so glücklich anführte,
vollendeten dieses Maas des Unglücks.

Während dieses Schauspiel in den Nie-
derlanden befand sich Carl XII. zu Warnika
bey Bender. Sein General Krassau zog in
Pommern eine Armee zusammen und machte
Niens damit in Sachsen einzufallen. Frie-
drich besorgte, daß dieses Unternehmen die
Ruhe seiner Länder unterbrechen könnte.
Um eben diese Zeit kehrte der König von
Dänemark Friedrich IV. aus Italien in
seine Staaten über Dresden zurück. Hier
schloß er mit Friedrich August gegen Schwe-
den ein Bündnis und beide Monarchen be-
gaben sich darauf nach Berlin, um den Kö-
nig gleichfalls dahin zu bewegen. Die drei
Könige hielten darav seinen geheimen Staats-
rath, worin man Friedrich zu gleichem Ent-
schluß gegen Schweden zu überreden suchte.
Allein dieser Monarch wollte sich die unglückli-
che Lage Schwedens nicht zu nahe machen.
Er schlug alle Anerbietungen seiner hohen
Gäste aus, und selbst die Uebereinigungen
Peters des Grossen zu Marienwerder blie-
ben fruchtlos. Friedrich hatte zum Besten
Schwedens die Neutralität wegen Pomm-
ern vorgeschlagen, und Krassau hatte sie
angenommen. Allein Carl XII. protestirte
gegen alle Vernunft aus dem Innersten von
Bessarabien dagegen. Dis diente dem Zar
zum Vorwande ihn in Pommern anzugreifen.
Der König von Polen und Dänemark
vereinigten sich mit ihm und nun standen

die Küsten der Ost- und Nordsee in Flammen. Allein Friedrich blieb dennoch neutral.

Friedrich hatte seither unter den schrecklichen Erichütterungen in Europa einige friedliche Erwerbungen gemacht, und dadurch die Macht seines Hauses umetwas vergrößert. Er hatte bereits im Jahre 1707 die Grafschaft Tecklenburg in Westphalen von den Grafen von Solms-Braunsfels gekauft; und da die Herzogin von Nemours ohne Erben mit Tode abgieng, und sich mehrere Prätendenten zu dem erledigten Fürstenthum Neuchâtel meldeten, so sprach der Staatsrath desselben es nach Untersuchung der verschiedenen Ansprüche Friedriechen zu, dessen Rechte als Erbe des Hauses Oranien für die gegründetsten erkannt wurden. Ludwig der XIV. widersprach zwar dieser Entscheidung, allein der fürchterliche Successionskrieg, der ihn in Dornen hielt, ließ ihn diese wunder wichtige Angelegenheit mit weniger Nachdruck vorübergehen.

Dagegen aber hatte er das Fürstenthum Oranien noch immer in Besiz, welches Friedriech aus gleichem Recht als sein Erbe zurückforderte. Ludwig seufzte nach dem Frieden. So viele auf einander gehäuften Unglücksfälle und der Tod beynahe aller seiner Kinder und Enkel hatten diesen Fürsten aufs tiefste darnieder gebeugt. Er suchte und bat allenthalben, selbst unter erniedrigenden Bedingungen, um Frieden. Es wurden Conferenzen zu Gertruidenburg angesetzt, allein die Allirten legten den französischen Bevollmächtigten solche schimpfliche Bedingungen vor, daß Ludwig XIV. sie verwarf; Es blieb ihm also nichts übrig, als das große gegen ihn gerichtete Bündnis zu trennen.

trennen. Der Graf de la Marck traf zu
Nachen den Herzog von Mecklenburg, Bru-
der der Königin von Preussen. Er ließ
durch diesen einige sehr vortheilhafte Fre-
densofferschlüsse nach Berlin gelangen. Es
wurden darauf zu Schwerin geheime Un-
terhandlungen angeheft und man war schon
ziemlich weit gekommen, als der Tod Kai-
ser Joseph I. Zubring Hofnung machte, einen
allgemeinen Frieden zu erlangen. Er glaub-
te nun die großen Subsidien sparen zu könn-
en, die er Friedrich angeboten hatte, wenn
er seine Truppen zurückzöge und neutral
bliebe. Er machte also in Ansehung der
Herausgabe des Fürstentums Orange
Schwürigkeit und solchergehalt wurden die
Unterhandlungen zu Schwerin abgebrochen.

Der König reifete darauf nach dem Haag, wo
er den Prinzen von Nassau-Oranien erwartete,
um die lang zwischen ihnen obwaltende Ery-
tigkeit wegen der Verfassenschafft des Königs
Wilhelm mit einander auszugleichen. Es
harte sich zu dem Ende auch der Prinz von
der Arme in Flandern weabgegeben und mit sei-
nem ganzen Gefolge zu Wardock eingeschifft
um nach Strissac überzufahren. Er war
nicht mehr weit vom Lande entfernt, als
ein heftiger Wirbelwind die Barke umwarf.
Der Prinz warif den Wassbaum und hielt
sich eine Zeitlang an demselben fest, als ein
zweiter Windstoß die Barke gänzlich um-
warf. Er sank unter und verschied in dem
Augenblick als ein Schiff zu seiner Rettung
herbei eilte. Der Obrist H. de Commans
dant seiner Garde ertrauf mit, alle übrigen
warden getetter. Der Beihnam dieses un-
glücklichen Prinzen ward erst nach acht
Tagen gefunden.

Der

Der unvermuthete Tod dieses Prinzen, welcher dem Könige plötzlich angekündigt wurde, erschreckte ihn dermaßen, daß er sich eine Ader öffnen lassen mußte. Er traf darauf mit den General- Staaten, obgleich mit Widerspruch der verwichenen Fürstin einen Vergleich. Sie protestirte gegen denselben, worüber Friedrich entrüstet dem Fürsten von Anhalt Befehl ertheilte die Stadt und Grafschaft Meurs in Besitz und die Holländische Besatzung gefangen zu nehmen. Die Generalstaaten beschwerten sich sehr über diesen Bruch des vorläufig geschlossenen Vergleichs und vorzüglich das ihr Truppen was rengezwungen worden das Schloß Meurs zu übergeben. Allein diese Grafschaft blieb in Brandenburgischen Händen, und ward in der Folge vom Kaiser zum Fürstenthum erhoben.

Josephs Tod bahnte den Weg zu einem allgemeinen Frieden, um so mehr, da sein Bruder Carl, welchen man auf den Spanischen Thron hatte erheben wollen, sein Nachfolger ward. Die Mariboroughsche Partei in London ward überdies geführt und so behielt der friedliebende Theil der Nation die Oberhand. Man hatte indessen zu Utrecht (1712) den Weg zu Unterhandlungen eingeleitet, welche bey der jetzigen Stimmung der engl. Nation zum Frieden den glücklichsten Erfolg versprochen. Der Herzog von Ormond hatte statt Mariborough in den Niederlanden das Oberkommando erhalten. Er trennte sich schon gleich zu Anfange mit der engl. Armee von den Allirten, und die Unterhandlungen zu Utrecht behielten ihren Fortgang. Würd schlug darauf den Albemarle, ohne das Engen ihm zu Hilfe kommen konnte, und die Allirten verlor-

ren



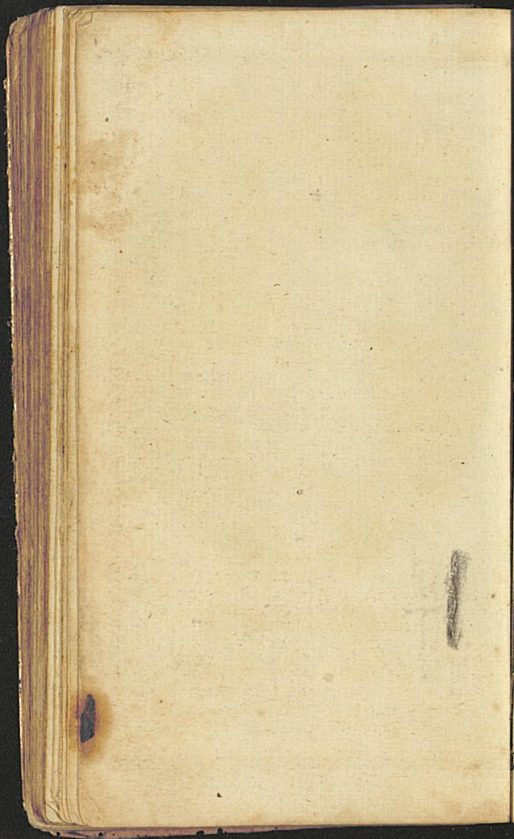
Ant. Pesne gemahlt.

Wilh. Struik gestochen.

FRIEDRICH

Cron Prinz von Preussen.

S. 79.



ren, dadurch mehrere feste Detter, ohne daß
keim Stande waren, selbige wieder zu
erobern.

So wie der Tod des jungen Prinzen von
Oranien, einzigen Sohns des Kronprinzen
und das darauf erfolgte Absterben des
Marggrafen Philipp, Bruders des Königs
zu Ende des Jahres 1711 den Hof in Trauer
versetzt hatte; so versetzte die Geburt eines
Prinzen, von welchem die Kronprinzessin
den 12 Jan. 1712 entbunden wurde, das
ganze Land in die lebhafteste Freude. Wie
gerecht diese war, erkennet noch jezt Eu-
ropa und vorzüglich der Preussische Staat:
denn dieser Prinz ist eben jener große einzige
König Friedrich II. welcher sich durch seine
Thaten unsterblich gemacht hat. Der ehe-
malige Oberpräsident von Danckelmann er-
hielt bey dieser Geburt seine Freiheit wie-
der, nachdem er 14 Jahre auf der Festung
Peiß gefangen gesessen hatte.

Die Allirten folgten indessen dem Bei-
spiel der Engländer und schickten bey dem
schlechten Erfolg ihrer Waffen G-sandte nach
Kreuch. Friedrich sandte den Grafen von
Dähnhof und den Marschall von Viberstein
gleichfalls dahin ab; allein er erlebte nicht
mehr der Schließung des Friedens. Eine
ausgehende Krankheit hatte schon lange sein
Leben untergraben, und ein Zufall beschleun-
igte seinen Tod. Die Königin war schon
seit langer Zeit in Melancholie gefallen, wel-
che endlich in Wahnsinn überging. Der Kö-
nig erfuhr lange nichts von dem traurigen
Zustande seiner Gemahlin als selbige an ei-
nem Tage der Aufsicht ihrer Hofdama ent-
wischte. Sie lief durch eine Gallerie (die
nach dem Zimmer des Königs führte, zer-
brach eine Glas-thür und trat mit großem

Geräusch vor ihm. Der König, welcher in einem Armstuhl saß, erschrock heftig, als er ein Frauenzimmer halb angekleidet in weißem Gewande mit fliegenden Haaren u. blutigen Armen vor sich erblickte. Sie hatte sich über ihn hergeworfen und überhäufte ihn mit Borwürfen. Die Bedienten welche im Nebenzimmer diesen Ausritt hörten eilten herbei und führten sie weg. Sie ward darauf nach einigen Tagen nach Grabow zu ihrer Mutter gebracht.

Dieser Vorfall, den der Schreck und die Einbildungskraft des Königs anfänglich ganz anders deuteten, wirkte auf die schwache Constitution des Königs dergestalt, daß er sogleich das Fieber bekam. Er mußte sich zu Bett legen und verließ es auch nie wieder. Beim Niederlegen sagte er: „Ich habe die weiße Frau gesehen; ich werde nicht wieder besser werden“. Er deutete damit wahrscheinlich auf die weiße Kleidung der Königin. Seine Krankheit dauerte sechs Wochen, und er hatte in derselben das Vergnügen sich von der Liebe seines Volkes ganz zu überzeugen. Er hatte sich einem Feisler genähert welches nach dem Garten ging. Er fand daselbst eine große Menge Menschen, die, so bald sie ihn erblickte, in ein lautes Freudengeschrey und in lebhaftest Wünsch für seine Genesung ausbrach. Dieses Schauspiel rührte ihn tief. Er konnte sich der Thränen der Dankbarkeit gegen seine Unterthanen nicht enthalten, die ihn immer geliebt hatten, wenn sie gleich über seine Günstlinge murrten. Da er am 24 Februar schwächer ward, ließ er den Kronprinzen zu sich rufen, ertheilte ihm seinen Segen, und ermahnte ihn sein Volk mit Güte zu beherrschen, Klünste und

Wissen

Wissenschaften zu befördern, und seiner Negligenz, so wie der Wohlfahrt Deutschlands weh zu bleiben. Er starb darauf am 25 Febr. Mittags um six Uhr.

Friedrich I. vermehrte seine Staaten mit dem Fürstenthum Neuchâtel, Mems, und der Grafschaft Lingen, dem Unten Wetterberg und mit der Schutzgerechtigkeit über Quedlinburg. Er war den Künsten und Wissenschaften hold und seine Pracht liebreizete dadurch zugleich, wie ein fauchbarer Regen über eine lechzende Saat, ansehnliche Geldsummen unter alle Stassen des Volks. Er verordnete ein grosses Geld auf Gebäud, und es ist bekannt, daß diejenigen die nach dem Urtheil der wahren Kenner des besten Geschmacks in der Baukunst, als die schönsten und schönsten Gebäude und Monumente, Berlin zur Zierde gereichen, als das Zeughaus, die lange Brücke, das Königl. Schloß, und die Statue Friedrich Wilhelms, von ihm das Daseyn erhalten haben. Die starken Subsidien, welche er von den Seemächten zog, setzten ihn in den Stand, seinen grossen Aufwand zu bestreiten. Er hinterließ keine Schulden; man fand vielmehr nach seinem Tode eine halbe Million Thaler im Schatz. Seine grosse Liebe für sein Volk macht den schönsten Zug seines Characters aus. Er verordnete dafür den größten Lohn eines Fürsten, den sein Volk liebte ihn wieder. Die beste Lobrede für diesen Monarchen, die beste für die Nation.

Friedrich Wilhelm I.

Friedrich I. hatte nicht sobald die Augen geschlossen, als ein ganz neues Regierungs-System in den Preussischen Staaten be-

gann. Mit Recht konnten die Höslinge den Tod ihres sanften, nur allzugütigen Herrn beweinen, da wenige Stunden nach dem Erblassen desselben ihrer ganzen Schaar ein Schlag traf, welcher ihre Existenz zu einem Nichts zertrümmerte. Friedrich Wilhelm hatte sich kaum von dem Schmerz über den Verlust seines Vaters erholt, als er sich von dem Oberhofmarschall von Prinz den Etat seines Hauses fordern ließ. Der Minister befolgte unvorzüglich diesen Befehl. Nachdem der neue König die Liste ein wenig durchgegangen, nahm er eine Feder und durchstrich den ganzen Etat. Er sagte ihm hierauf, daß er alle Hofchargen seines Vaters hienit cassire und aufhöbe. Der Oberhofmarschall erblaßte vor Schreck und versetzte die Sprache. Als er aus dem Kabinette kam, sahe jedermann die sichtbare Spur seines Schreckens auf seinem Gesicht, und als man vernahm, was vorgefallen war, sahe und hörte man nichts als Seufzer und Thränen. Nie war eine Betrübniß allgemeiner. Von hundert stark besoldeten Cammerherren behielt der König nur zwölf; die übrigen wurden Kaufleute oder Soldaten. So verstopfte der neue Regent durch einen Federstrich alle Kanäle, durch die sein Vorgänger Ueberfluß und Wohlstand oft selbst dem Verdienstlosen und Müßiggänger zugeleitet hatte, verbannte die Schwelgerei und den Luxus, ging selbst als großes Beispiel in der Einfachheit des Lebens und der Frugalität hierin voran, und äusserte den großen Grundsatz mit soviel Wahrheit als Kraft, daß ein Fürst mit dem Gut und Blute seiner Unterthanen sparsam seyn müsse.

So seinem schwelgerischen Zeitalter und den damals überhandnehmenden Französischen Sitten gerade in seinen Grundsätzen

entgegen, verachtete er den Prunk und den blendenden Schimmer der erworbenen Königswürde. Mit einem starken und festen Körper geboren verabschmerte er die Weichlichkeit und vermied alle künstelte Bedürfnisse des Lebens. Raslos in seinen Geschäften fachte er durch seinen Eifer die erschlafte Thätigkeit seiner Unterehanen an, und priess und schärfte ihnen Arbeitsamkeit ein. Streng in seinen Sitten, der Religion voll Eifer ergeben, haßte er die Scheinheiligkeit und Heuchelei, und bewies durch die nie unterlassene Übung der lobenswürdigsten Tugenden, daß er der rechtschaffenste Mann auf dem Throne sey.

Da Friedrich Wilhelm sich vorgesetzt hatte selbst zu regieren, so schaffte er den Staatsrath ab, wodurch alle Minister, ausser der Oberhofmarschall von Prinz und der Minister von Jigen ihre Stellen verlorren.

Der Grund aller dieser Reformen hatte einen weisen Plan zur Absicht. Friedrich Wilhelm wußte, daß nur denn ein Staat geehrt und geachtet seyn kann, wenn er eine starke Armee besitzt. Er kannte die Kräfte seines Landes und beschloß schon früh sie zu benutzen. Er wohnte in seiner Jugend den Feldzügen in Flandern bey. Während der Belagerung von Dornick traf er zwey englische Generale, welche heftig mit einander in Wortwechsel begriffen waren. Der eine nehmlich behauptete, dem Könige von Preussen würde es schwer werden ohne Subsidien 15,000 Mann zu besolden; der andere aber, er könne zwanzig tausend halten. Der junge Prinz hierüber aufgebracht sagte zu ihnen mit Hitze: der König, mein Vater kann 30,000 halten, wenn er nur will. Die

Engländer hielten diese Versicherung für Prach-
 ieren; aber Friedrich Wilhelm brachte es
 durch eine kluge Verwaltung seiner Finan-
 zen dahin, daß er schon in den ersten Jahren
 seiner Regierung 50,000 Mann hielt, ohne
 von irgend einer Macht Subsidien zu
 ziehen.

So bald der König das Zeichen
 begängniß seines Vaters mit anständiger
 Pracht begangen hatte, so beschäftigte er
 sich damit, durch den Utrechter Frieden ein
 nen Theil von dem Herzogthum Geldern zu
 erhalten, zur Schadloshaltung wegen der
 beträchtlichen Subsidien-Summen, welche
 Preussen an Spanien zu fordern hatte. Der
 verstorbene König hatte auf die Abtretung
 von ganz Geldern gedrungen, und hatte die
 Friedensunterhandlungen dadurch verzögert.
 Da Friedrich Wilhelm sich jetzt billiger bezugte;
 so traten die Engländer seiner Forderung
 ab, und erklärten, da der Kaiserliche Mi-
 nister Graf von Sinzendorf nicht darin wil-
 ligen wollte, daß, woson er nicht binnen
 vier und zwanzig Stunden die Abtretung
 von Geldern unterzeichnete, sie den Befehl
 hätten, dem Könige das ganze Oberquartir
 zu übergeben. Diese Drohung bewog ihn end-
 lich den Frieden zu unterzeichnen.

In demselben erkannten die Kronen Frank-
 reich u. Spanien Friedr. Wilhelm als König v.
 Preussen u. gestanden ihm den Titel Majestät zu.
 Wend. Kronen traten ihm den Theil von
 Obergeldern nebst Kessel und dem Am-
 tre Kriechenbeck auf ewig ab und erkannten
 ihn als Souverain von Neuchatel und
 Wallengin. Dagegen trat Friedrich Wilhelm an
 Frankreich das Fürstenthum Oranien und die
 Domänen und Ländereien von Chateau-Ver-
 liard

liard in Franche Comté ab) u. versprach die Erben des Prinzen von Oranien zu entschädigen zu Colloz. in Wg. Bau. 1714

In diesem Jahre (1714) starb die Großmutter des Königs, die Churfürstin Sophie von Hannover im 73ten Jahre ihres Alters. Ihre Rechte auf den Thron von Großbritannien ging nun auf ihren Sohn den Churfürsten Georg über. Benige Monarche darauf ward am 1. August die Königin Anna von England, und Georg I. bestieg den Thron. Er hatte noch im vergangenen Jahre den Krieg in Niedersachsen entzünden gesehen. Der Schwedische General Steenbäck hatte in demselben über die Sachsen und Dänen bey Gadebusch im Westphälischen einen Sieg erfochten und durch seine neue Verstärkung ganz Pommern von Feinden gereinigt. Die Dänen hatten Rostock verlassen und diese Stadt Friedrich I. als Director des Niedersächsischen Kreises übergeben; die Schweden aber vertrieben die Preussischen Truppen wieder daraus. Dennoch blieb Friedrich bey der Neutralität. Sein Nachfolger beobachtete sie gleichfalls. Da er sich in einer verthiltlichen Lage befand, eine gute und zahlr. Armee hatte und jedermann seines Bestandes bedurfte, so suchten ihn beide Theile. Inzwischen war der General Steenbäck, welcher Altona auf eine grausame Art eingenommen hatte, im Holsteinschen gänzlich geschlagen und gefangen genommen worden, und die Sachsen und Russen waren Willens unter dem Fürsten Mensikoff Pommern anzugreifen. Der Schwedische Minister Graf v. Welling, welcher dieses Ungewitter von weiten kommen sahe, schlug darauf bey dem Minister des Administrators von Holstein Gottorp, dem König

vor, die Städte Stettin und Bismar in Gemeinschaft des Administrators sequestriren zu lassen, und Sachsen, Rußland und Dänemark stimmten diesem Plan bey. Man war auch schon völlig darüber einverstanden, als der Gouverneur von Stettin, der General Meierfeld sich weigerte, die darüber geschlossene Convention anzunehmen und zu unterschreiben.

Die Nordischen Mächte beschloffen also sich Pommerens zu bemächtigen. Der Fürst Menzikow belagerte Stettin mit größter Heftigkeit, so daß sich diese Festung binnen wenig Tagen zu ergeben im Begriff war. Nunmehr begriff Meierfeld, daß es weit vortheilhafter für Schweden gewesen wäre, die Sequestration des Königs von Preußen anzunehmen, als Stettin in den Händen des Zaars oder der Sachsen zu sehn. Er wendete sich nun selbst an den Baron Görz und bat ihn, den König dahin zu bewegen. Görz gieng also nach Berlin und fing seine Unterhandlungen an. Bald darauf schickte der König von Pohlen seinen Premierminister, den Grafen von Flemming gleichfalls dahin, um diese Unterhandlung zu unterstützen. Denn da Sachsen diese Festung doch nicht allein zu behaupten im Stande gewesen wäre, so sah es von der andern Seite sehr ungern, daß der Zaar durch ihren Besitz festen Fuß in Deutschland fassen sollte. Der König blieb lange Zeit entschlossen die Sequestration nicht anzunehmen, bis endlich der Graf von Flemming den Fürsten von Anhalt und den Minister von Gramskow gewann. Nunmehr gieng alles von Statten. Allein — jetzt weigerte sich Menzikow Stettin herauszugeben. Flemming reifete indessen zu ihm und brachte ihn
auf

auf andere Gedanken. Man kam endlich
 dahin überein, daß Friedrich Wilhelm den
 nordischen Allirten 400,000 Rthlr. geben, u.
 die Garantie von Schwedisch Pommern
 gegen Sachsen übernehmen sollte. Es wur-
 den darauf zwey Bataillons Preussen und
 eben soviel Hollsteinsche Truppen in Stettin
 gesetzt. Friedrich Wilhelm gab dem Könige
 von Schweden davon Nachricht, und ver-
 sprach auf das feierlichste, ihm, sobald der
 Friede in Norden wiederhergestellt seyn
 würde, Stettin wieder zu übergeben. Die
 Antwort des Königs von Schweden fiel in-
 dessen nicht so aus, als man erwartet hat-
 te. Er widersprach der Sequestration ge-
 rade zu, und drohete noch überdies an
 Preussen Genugthuung zu nehmen, daß es
 sich habe beykommen lassen, sich während
 seiner Abwesenheit in sein Interesse zu mi-
 schen. Der König kannte Carin XII. zu gut,
 als daß er seine Maasregeln hierüber nicht
 bey Zeiten hätte ergreifen und sich in Ver-
 theidigungsstand setzen sollen. Man suchte
 also die Hollsteinschen Truppen zu entfer-
 nen, da diese im Fall eines Krieges mit
 Schweden die Preussen aus Stettin hätten
 verdrängen können. Der General-Lieute-
 nant von Bork erhielt daher den Befehl,
 die Hollsteiner auf eine gute Art jedoch
 ohne Gewalt aus der Stadt zu bringen, und
 er entledigte sich seines Auftrags auf eine
 geschickte Weise. Er ließ nemlich verschie-
 dene Tage hintereinander den größten Theil
 seiner Truppen, unter dem Vorwande sie
 manövriren zu lassen, aus der Stadt mar-
 schiren. Er kam denn gewöhnlich um eben
 die Zeit zurück, wo die Hollsteiner und
 Schwedischen Officiere in den Wirthshäu-
 sern zu Mittag aßen. Diese Officiere mach-
 ten

ten sich denn oft über das Manövriren der Preussen lustig. Die letztern brachten indes- sen jedesmal eine Verstärkung von Trup- pen ganz unmerklich in die Stadt. Dis dauerte so lange, bis die Preussen doppelt so stark waren, als die Hessemer. Eines Tages, da sie ebenfals um die gewöhnliche Stunde in die Stadt kamen, ließ der Ge- neral von Bock die Bierhäuser mit Trup- pen besetzen und die Holsteinischen Officiere arretiren. Er bemächtigte sich hierauf der Wälle, und besetzte die Hauptwache und die wichtigsten Posten, und entwafnete die Holfteimer. Alsdenn ließ er unter Lebens- strafe bekannt machen, daß sich kein Bür- ger unterstehen sollte, das geringste zu un- ternehmen, und daß sie ihm ihre Waffen überliefern sollten. Nachdem dieses geschehen war, ließ er die Holfteimer aus der Festung gehen und gab ihnen ihre Waffen wieder. Er gab ihnen auch Wagen und Lebens- mittel und wünschte ihnen zu der bevorste- henden Reise nach ihr Vaterland Glück.

Der Administrator von Holstein erhob über diesen seinen Truppen angethanen Schimpf die bittersten Klagen; er fand aber als die schwächere Theil nirgends Gehör. Under diesen Umständen kam Carl XII. nach seiner Abwesenheit von 16 Jahren von seinem Staate, aus dem Innersten der Türkei zu- rück, und wählte als ein Courier verkleidet in der Nacht vom 21. Nov. 1714 zu Stras- sund wieder an. Er gab dem Könige von seiner Ankunft Nachricht, und dieser schickte den Generalleutenant von Schlippenbach an ihm ab, ihm dazu Glück zu wünschen, und ließ ihn versichern, daß er recht sehr wün- schte, mit ihm in guten Vernehmen zu stehen. Carl, welcher diesen Zeitpunkt hätte ergrei-
fen

fen sollen, sich mit seinem Nachbar zu verständigen, gab indessen dem Botschafter nicht undeutlich zu verstehen, daß er binnen kurzen wegen der Satisfaction Reichenschaft zu fordern gesonnen sey. Der Landgraf von Hessenkassel, welche seinen Erbprinzen mit der Schwester des Königs von Schweden vermählen wolte, bot indessen seine Vermittelung an und hatte sich zu dem Ende nach Oranienburg zum König begeben. Die Minister von Rußland und Pohlen protestirten aber gegen seine Vorschläge und so wurden die angefangenen Conferenzen wieder abgebrochen, und der Landgraf reisete sehr unzufrieden über seine Unterhandlungen wieder ab. Die Französische Minister, der Graf von Rothenburg in Berlin, wendeten ebenfalls alles an, die Sache gütlich beizulegen; allein der Graf Croissy sein Colleague bey Carl XII. ließ durch seine Parteilichkeit den angefangenen Unterhandlungen keinen glücklichen Ausgang gewinnen.

Indessen bemächtigte sich der König von Schweden der Stadt Wolgast und der Insel Usedom und vertrieb die Preussischen Truppen. Diese Feindseligkeiten, die mitten im Laufe der Unterhandlungen unternommen wurden, entkräfteten Friedrich Wilhelm, und bestimmten ihn zum Kriege gegen Schweden. Usedom ward von den Preussen wieder eingenommen; allein die Eroberung der Peninsulender Schanze kostete viel Blut.

Der neue König von England hatte darauf als Churfürst von Hannover von dem König von Dänemark die den Schweden weggenommenen Herzogthümer Bremen und Verden für eine Summe von 800,000 Thaler sich zu eigen gemacht. Dadurch erhielt der König von Schweden einen neuen Feind.

Feind. Weit entfernt indessen die Ver-
gleichsvor schläge mit Preussen wieder anzu-
spinnen, schrieb der Graf Cruxen Friedrich
Wilhelm einen Brief, worin er den Zu-
stand der Angelegenheiten des Königs von
Schweden aufs beste herausricht, und mit
der Versicherung seiner Ehre zu erkennen
gab, daß die Eroberung von Stralsund ein
unausführbares Unternehmen sey. Allein
man lehrte sich an dieser Versicherung, des
Grafen nicht, und beschloß diese wichtige
Festung dennoch zu belagern. Sie hatte
eine Besatzung von 9000 Mann und Carl
XII. an ihrer Spitze. Die Könige von
Preussen und von Dänemark begaben sich
in Person ins Lager, und unternahmen die
Belagerung mit einer Armee von 36000
Mann, zu welcher ein Corps Sachsen ge-
stossen war. Man hielt diese Festung für un-
überwindlich. Zu Lande konnte man nur
vermittelst eines schmalen Dammes, wel-
cher durch ein Fort und durch andere Ver-
schanzungen vertheidigt ward, dahin kom-
men. Man eröffnete die Laufgräben den 20
October und ließ am 2. November 24 große
Kanonen und 12 Mörser gegen die Stadt
richten. Allein alles dieses würde ihre Ero-
berung nicht bewirkt haben, wenn nicht
der Flügeladjutant des Königs, Köppen,
den Weg zur Eroberung derselben gezeigt
hätte. Dieser Officier hatte sich in seiner
Jugend in Stralsund aufgehalten und sich
oft im Arme des Baltischen Meeres gebadet.
Er kannte die feichten Stellen derselben
und wußte, daß die Gegend desselben um
die Verschanzung nur drey bis vier Fuß tief
war. Die Verschanzungen wurden also von
dieser Seite angegriffen. Es wurden ande-
re sene Leute dazu aufgesucht. Köppen com-
man-

mandierte die Avantgarde, zeigte den Weg und dirigierte fast ganz allein die Unternehmung. Nach Mitternacht marschirte er aus und kam bis an die Hüften ins Wasser. Söppen erstieg glücklich die Verschanzung, vertrieb die Schweden daraus und machte sich davon Meister. Die Flüchtigen wurden bis dicht an die Stadt verfolgt, und man würde sich derselben sofort bemächtigt haben, indem die Schweden nicht einmal die Thore verschlossen hatten, wenn sie nicht in der Geschwindigkeit die Brücke aufgezo- gen hätten.

Indessen war durch die Eroberung der Verschanzung die Stadt selbst noch nicht erobert, und die Allirten sahen die Nothwendigkeit ein, sich erst der Insel Rügen im Baltischen Meere, Stralsund gegen über, zu bemächtigen. Der Fürst von Anhalt Dessau erhielt den Auftrag dazu. Er wußte die Scharfsichtigkeit des Königs von Schweden zu hintergehen, und landete an einem Ort, wo dieser ihn nicht vermuthete. Er stellte seine Armee so, daß beide Flügel am Meere stießen, befestigte das Lager mit Spanischen Murrern, und warf um dasselbe einen Graben auf. Carl konnte nicht zu rechter Zeit ankommen, um sich seiner Landung zu widersetzen. Da er indessen die Wichtigkeit der Insel kannte so schiffte er sich sogleich mit einigen tausend Mann ein, in der Absicht den Fürst von Anhalt in der Nacht zu überfallen, und seine kleine Armee desto besser zu verberaen. Um zwey Uhr des Morgens fand er bey dem Dorfe Gräsfow den Preussen schon gegenüber. Die Schweden rissen sogleich die Spanischen Murrer aus, um über sie herzufallen, allein Carl kam sehr bald an einen breiten Graben.

„Ha!

„Ha! rief er, beim ersten Anblick desselben, ist es möglich? das erwartete ich nicht. Nur frisch hinan.“ Die Schweden verrichteten Wunder der Tapferkeit; allein sie wurden zurückgeschlagen. Carl ward ein Pferd an dem Leibe erschossen, und war nahe daran gefangen zu werden. Ein dänischer Officier erkannte ihn, ergrif ihn beim Arme, und rief ihm zu: „Ergeben sie sich, Sire, oder sie sind verlohren!“ Aber Carl ergrif ein Pistol aus dem Gürtel und schoss ihn nieder. Darauf schwang er sich auf das Pferd des Getöreten, und setzte das Gefecht fort. Er ward verwundet, und seine besten Officiere blieben in vielen Treffen. Alles nahm die Flucht. Am folgenden Tag wurden bey der Fehr-Schanze 1200 Schweden gefangen genommen, und die Insel ward erobert.

Nunmehr ward die Belagerung mit der größten Heftigkeit fortgesetzt. Die Stadt ward aufs äußerste gebracht. Allein Carl wollte von keiner Uebergabe hören und die Allirten waren in ihrer Operation schon so weit vorgedrückt, daß sie einen Hauptarm auf die Breiche unternehmen wollten. Carl wollte diesen gefährlichen Posten in Person vertheidigen. Seine Generale warfen sich ihm zu Füßen und beschworen ihn, sich nicht unnötig ansoffern zu wollen. Diese Vorstellung hatte wenig Wirkung! Sie zeigten ihm darauf, daß er Gefahr lief seinen Feinden in die Hände zu fallen; und diese Besorgnis bewog ihn endlich die Stadt zu verlassen. Er bestieg einen Fucherkahn, kam unter Begünstigung der Nacht mitten durch die Dänische Flotte, die den Hafen von Stralsund blockirte und gieng nach Schweden. Sechzehn Jahre waren verfloßen,

sen, da er dieses Reich mit Sieg gekrönt v-lassen hatte, und nun kehrte er als ein Flüchtling, seiner schönsten Provinzen beraubt dahin zurück, und trat in Schonen an Land.

Sobald der König von Schweden Stralsund verlassen hatte, so verlangte der Commandant, General Ducker, zu capituliren. Die Besatzung ward zu Kriegsgefangenen gemacht, bis auf 1000 Mann, welche als gebohrne Schweden ihre Waffen behielten. Am 28 Dec. begaben sich Friedrich Wilhelm und der König von Dännemark in die Stadt, besahen die Festungswerke und kehrten sodann ins Lager zurück. Die große Einigkeit und das beständig gute Vernehmen, welches zwischen beyden Monarchen den ganzen Feldzug hindurch herrschte ist ein Beweis von der genauen Uebereinstimmung zu gleichem Zwecke, und ist um so merkwürdiger, da beyder Sannen und Charakter unendlich von einander verschieden waren; aber ein gemeinschaftliches Interesse vereinte sie beyde und war stärker als ihre Leidenschaften. Der König von Dännemark behielt nur Stralsund und den Strich von Pommern bis an die Peene, Friedrich Wilhelm aber von diesem Flusse bis zur Oder.

So waren die Schweden in diesem Feldzug 1715 aus ganz Deutchland vertrieben, und alle Unterhandlungen Ludwig XIV. welcher den 1. Sept. dieses Jahres starb, hatten sie nicht retten können. Friedrich Wilhelm betrachtete darauf diese Eroberung als völlig gesichert, ohnerachtet noch nicht der Friede geschlossen, und bey Carls XII. Character daran auch noch nicht zu denken war. Indessen war der Zaar Peter I. von Copenhagen nach Deutschland gekommen und hat-

te

te zu Havelberg mit dem Könige eine Unterredung. Beide Monarchen schlossen hier die innigste Freundschaft. Der König schenkte dem Saar ein prächtiges von Bernstein gearbeitetes Tafelwerk zu Verzierung eines Zimmers, welches sich auch noch im Schlosse zu Petersburg befindet, und ein schönes Jagdschiff, welches dem verstorbenen König in Holland 100,000 Rthlr. gekostet hatte. Dafür versprach ihm der Saar sein großes Grenadier-Regiment jährlich mit 100 Mann zu rekrutiren. Sie schlossen auch zum Besten ihrer Staaten einen Handlungstractat, und berathschlugen sich über die Mittel, den zu Braunschweig angestellten Congress wegen der Nordischen Angelegenheiten mehr Thätigkeit zu geben. Allein dieser Congress ging bald darauf fruchtlos auseinander, da die interessirten Mächte nicht einig werden konnten, wem sie die Ehre der Vermittelung übertragen sollten.

In Junius des Jahres 1718 sahe man zu Berlin an dem Hofschlosser Stief und dem Kastellan Kunck eine blutige Execution. Sie hatten beide die Schränke des Königs erbrochen und auch das königliche Münzkabinet bestohlen. Ihre Dieberey ward durch Anwesenheit einer goldenen Münze bey einem Goldschmidt entdeckt, und die Münze durch den berühmten la Croix, Ruffner über das Münzkabinet für eine Königl. anerkannt. Sie wurden beyde mit glühenden Zangen gekniffen und sodann lebendig gerädert. Ihre Weiber mußten dieser Execution mit beywohnen, und wurden sodann nach Spandau ins Zuchthaus gebracht.

Der König war indessen nach Brandenburg, wo er sein Regiment Grenadier von aus-

auserlesener Größe errichtet hatte, gegangen. Er bekam hier die Martern, überstand diese Krankheit aber glücklich. Nach seiner Genesung ging er nach Preussen, um diese Provinz, welche durch die Pest und Hungersnoth aufs schrecklichste verwüster war, wieder aufzuhelfen. Er legte dasetzt neue Dörfer an und besetzte sie mit Colonisten aus Franken, Schwaben und der Wetterau. Er errichtete daretzt zwei Domainen-Cammern und erbaute die Stadt Gumbinnen von Grund aus, machte sie zur Hauptstadt von Preussisch Litauen und legte die eine Cammer an diesen Ort. Er erließ den ärmern Unterthanen die Abgaben auf einige Jahre, den wohlhabenden aber die Zinsen der Steuern. Er schaffte auch verschiedene Mißbräuche ab, und brachte diese große Provinz durch zweckmäßige Mittel blumen fürzen zu einigen Wohlstand wieder empor.

17 Sobald der König nach Berlin zurückgekehrt war, nahm er den Kronprinzen aus den Händen der Gouvernantin, und gab ihm den Geartallieutenant, Grafen von Finck und den Obristlieutenant von Kalkstein zu Gouverneurs. Der vortheffliche Charakter des ersten, so wie die guten Eigenschaften des Geistes des zweiten, rechtfertigten diese Wahl vollkommen. Duhau de Jandun ward sein Lehrer. Der sanfte Charakter dieses Mannes und seine milden vorwurffsfreien Sitten empfahlen ihn zu dieser Stelle: Duhau hatte die schönen Wissenschaften studirt, und es ward ihm nicht schwer die nehmliche Neigung seinem königlichen Zögling einzufloffen. Er sollte dem jungen Prinzen nur Geschichte und Geographie lehren. Da aber dieser Lehrer sehr bald das glückliche Genie des Prinzen

zen

zen Künsten lernte, so ging er weit über diesen Auftrag zum wahren Besten seines Zögling's hinaus. Der König, welcher an den schönen Wissenschaften keinen Geschmack fand, wünschte seinen Sohn zum Militär und zum Finanzwesen zu führen. Allein der Prinz beschäftigte sich in'sgeheim und oft selbst die Nächte hindurch mit dem Studiren nützlicher Schriften; und dieses war es, welches seinen Geist jene vortrefliche, bewundernswürdige Bildung gab und ihm in der Folge zum ersten König seines Jahrhunderts erhob.

Dieses Jahr schloß sich mit dem Tode Carl's XII. welcher in der Nacht von 31sten Nov. in den Trancheen vor Friedrichshall erschossen ward. Seine Schwester, die Prinzessin Ulrike, welche mit dem Erbprinzen v. Hessen vermählt war, bestieg nach ihm unter eingeschränkter Regierungsform den Thron. Sie machte sozgleich den Allirten Mächten Friedensvorschläge, und Friedrich Wilhelm welcher seine Einwilligung dazu gab, ließ sofort mit den Feindseligkeiten einhalten. Jedoch kam der eigentliche Friede erst im Jahre 1720 zu Stande.

So wie Carl's Tod dem ganzen Norden den Frieden brachte, so zog derselbe das Unglück seines Ministers, des Baron von Görz nach sich. Dieser große Minister ward das Opfer der Wuth eines aufgebrachtten Volks, welches in ihm die Quelle seines Unglücks erblickte. Es ist wahr, daß sein außerordentlicher Geist Carl'n beherrschte; allein der Tod war eine zu grausame Strafe für einen Mann, welcher diesen König
mit

mit Treue und Enthusiasmus diente, und welcher weiter k in Verbrechen hatte, als das Carl XII. seine Entwürfe mit zu vieler Strenge befolgte.

Was Görz im Norden war, war der Cardinal Alberoni im Süden. Dieser Minister verwirrte mit seinen ehrgeizigen Absichten alle Reiche, setzte sie in Unruhe und Besorgnis, und erhob Spanien zu einer Macht von Bedeutung. Seine Pläne gingen durch ihren zu weitläufigen Umfang ins Ungeheure, und er war nicht im Stande seinem Fürsten Geist und Thätigkeit zu geben, sie auszuführen. Es erhob sich eine furchtbare Ligue gegen Spanien, welcher der Minister zwar muthvoll entgegen ging, der aber zuwiderstehen die Kräfte des Reichs nicht gewachsen waren. Alberoni ward das Opfer seines ungezähnten Ehrgeizes. Er mußte Spanien verlassen, und ging als ein simpler Privatmann nach Italien zurück, um dort seine Tage in Ruhe zu verbringen.

So wie der Ehrgeiz dieser beyden Männer Europa zerrütete, und Unruhe und Mißtrauen in alle Cabinette verbreitete, so erregte die Bosheit einer der infamsten Berater, Namens Clement, eines gebornen Ungarischen Edelmanns, an dem Hofe zu Berlin nicht weniger Unruhe und Zerrüttung. Dieser Mensch war Secretär bei dem Fürsten Ragoczi gewesen. Er kannte das System der Europäischen Höfe und schon war es ihm gelungen, durch die schändlichsten Intriguen ein Mißverständnis zwischen dem Kaiserl. und Sächsischen Hofe zu erregen, und sich von beyden eine gute Summe Geldes zu erwerben. Es war um die nehmliche Zeit eine Verschwörung, zwischen Alberoni und dem Spanischen Gesandten,

dem

dem Prinzen von Cellamare zu Paris, gegen den Herzog von Orleans entdeckt worden, welche ihrem Ausbruche ganz nahe gewesen war. Das Andenken derselben war noch zu neu, als das Clement durch seine Intriguen sich nicht Glaubwürdigkeit bei seiner erdichteten hätte zu verschaffen gewußt. Er gab vor, daß der Kaiserl. Hof im Einverständnisse mit dem Könige von Pohlen und mit Hüffe einiger bestochenen Königlichem Minister sich des Königs auf dem Schlosse zu Wusterhausen, wo der Monarch zwey Monate im Jahre zubringen pflegte, wolte bemächtigen und nach Wien bringen lassen. Friedrich Wilhelm achtete anfangs auf das böshafte Vorgeben dieses Menschen wenig; allein er erstaunte, als er ihm Briefe von dem Prinzen Eugen, von dem Feldmarschall von Flemming, ja von seinen eigenen Ministern über den Plan und über die Ausführung dieses Vorhabens vorlegte. Durch diese beispiellose Kühnheit ward der König in die quälendste Unruhe und in Verdacht und Mißtrauen gegen seine rechtschaffensten Diener gesetzt, welche um so unglücklicher waren, je weniger der König sein ihm aufgebundenes Geheimniß jemanden entdecken wolte. Der König unterhielt sich mit diesem Betrüger oft des Abends in einem Garten vor dem Oranienburger Thore n. letzterer erhielt außer vielen andern Geschenken vom Könige noch ein größeres von 12,000 Rthlr. welches er nur unter großer Weigerung und unter der künstlichsten Hülle einer verstaßten Großmuth annahm. Er ging darauf unter dem Vorwande von wichtigen Aufträgen des Kaisers nach dem Haag; der König aber verfiel nach seiner Abreise in eine große Traurigkeit, und sein Mißtrauen stieg auf

auf eine grenzenlose Art. Endlich bewog die männliche Aeußerung des Fürsten von Anhalt, der selbst mit als ein Beschuldigter angeklagt war, den König sein Geheimniß zu entdecken. Nur die heftigsten Vermessungen und Schwüre von Seiten des Fürsten machten den König wanken. Er erbot sich freiwillig ins Gefängniß zu gehen und beschwor ihn alle Mittel anzuwenden, diesen Ausbund von Verräther in seine Gewalt zu bekommen. Damoulin, einem Officier von vielem Verstande und Muth glückte es endlich, wie wohl mit vieler Mühe ihn nach Berlin zu locken. Hier ward er zuerst in Gegenwart des Königs verhört, und er antwortete mit einer unbegreiflichen Dreistigkeit und wenige Tage darauf von neuen zu Spandau mit Androhung der Folter. Hier warf er sich dem König zu Füßen und bekannte, daß der Wiener und Dresdener Hof nie an einem dergleichen Plan gedacht und daß alle Briefe und Siegel, welche er ihm vorgewiesen von ihm selbst verfertigt wären.

Der König schickte darauf den General-Lieutenant von Bock nach Dresden und Wien, und ließ sich erkundigen, was eigentlich an dieser Sache wäre, und was man daselbst denke? Er erhielt die bündigsten und feierlichsten Versicherungen von der Freundschaft beider Höfe. Die ganze Bosheit dieses Menschen war entdeckt, und sein Urtheil war der Strang. Inzwischen hatte seine Bosheit doch zwischen allen diesen Höfen und besonders bei dem Kaiserlichen, eine große Kaltsinnigkeit erweckt.

Gleich zu Anfang des Jahres 1720 ward der Friede zwischen Friedrich Wilhelm und der Krone Schweden unterzeichnet. In demselben

demselben trat Schweden dem Könige Stettin und den District zwischen der Oder und Peene, so wie die Inseln Wollin und Usedom mit eben den Rechten, Privilegien und Freiheiten ab, als es selbige seit dem Westphälischen Frieden in Besitz gehabt hatte.

Der Minister von Stgen drang in den König, sich der Vortheile, welche er gegen Schweden in Händen hatte zu noch größern Vortheilen zu bedienen, allein Friedrich Wilhelm antwortete ihm: "Ich bin mit dem Schicksale zufrieden, welches die Gnade des Himmels mir zugerheilt hat; ich will mich nie auf Kosten meiner Nachbarn vergrößern." Er bezahlte darauf noch zwey Millionen baares Geld an die Krone Schweden, so daß der Erwerb dieses Theils von Pommern mehr ein Kauf als eine Eroberung schien.

Jedoch die Preussischen Staaten jezt die Früchte des Friedens genossen, und der König eifrig daran arbeitete die gesunkene Provinz Preussen wiederum empor zu bringen, auch die Huldigung in Stettin über das von Schweden abgetretene Pommern einnahm, gerieth Frankreich durch einen schrecklichen Banquerout des Law in den Abgrund des Verderbens. Tausende von Gläubigern des Staats, welche wenige Stunden vorher reich und mächtig waren, wurden durch den plötzlichen Sturz des vog diesen Schotten künstlich aufgeführten Gebäudes zerschmettert, und in das tiefste Unglück gestürzt. Law verließ alles und entflohe um der Rache des Volks zu entgehen, arm und nackt aus Frankreich, und starb in Dürftigkeit in Venedig. All-in Frankreich blieb dennoch in Zerrüttung und sah durch diesen Banquerout

querout seinen Handel, und seine Treu und Glauben im Auslande vernichtet.

Gerade das Gegentheil von dieser französischen Finanzverrichtung war des Staatswirthschaftsweisen Friedrich Wilhelms. Er war es dessen Geist ein ganz neues in seinen Staaten schuf, und werft von allen Regenten Europens die wahren und festen Grundsätze desselben in Anwendung brachte. Er führte die strengste Ordnung zwischen Einnahme und Ausgabe ein, errichtete ein eigenes Finanzcollegium unter dem Namen eines General-Finanz-Directorii, und setzte sich selbst zum Chef desselben. Er besörderte durch fleißige Colonien die Population, ließ Sümpfe und Moräste austrocknen, verwandelte sie in fruchtbare Aecker und Wiesen, und begünstigte den Ackerbau als die erste und einzige Quelle zum Wohlstand und zum Unterhalt des Menschen. Nächst diesen waren die Begünstigung der Tuch- und Seidenmanufactur sein Hauptangemeß. So bald er durch diese die Industrie seiner Unterthanen empor brachte, verschloß er den Waaren der Ausländer sein Land.

Durch kräftige Ermunterung, noch mehr aber durch Belohnung und thätige Beihilfe lockte er eine Menge Fremden in seine Länder, und bereicherte seine Staaten durch ihre Industrie. So legte er durch eine beträchtliche Anzahl Künzlicher die große Gewehr-Manufactur in Potsdam an, wodurch von nun an nicht nur seine Armee mit allen nöthigen Arten von Waffen versehen, sondern auch noch die Erppen einiger nordischen Mächte damit versorgt werden konnten. Er erbaute die Stadt Potsdam und stiftete hier für mehr als 3000 Soldatenkindec ein musterbares Waisenhaus. Mit so

großen und noch weit mehr nützlicher Unternehmungen beschäftigte sich dieser kluge Fürst im Schoße des Friedens, und wandte die Jahre der Ruhe nur dazu an, durch die vorzüglichsten Einrichtungen seinem Staate Stärke und Festigkeit zu geben, durch Kluge und vorsichtige Sparsamkeit und Oekonomie im stillen einen beträchtlichen Schatz zu sammeln, und durch die Errichtung einer starken, musterhaft disciplinirten Armee sich seinen Nachbarn fürchtbar zu machen.

Der Tod des Herzogs von Orleans, Regenten von Frankreich, und die freiwillige Abdankung Philipps V. von Spanien, den Frankreich mit Aufopferung so vielen Blutes und so vieler Schätze die Krone erkritten hatte, änderten die politische Gestalt Europas nicht. Der baldige Tod des neuen Königs von Spanien überhob Philipp den Neuen über seinen Schritte. Inzwischen hatte die Stiftung der Ostindischen Compagnie die Seemächte gegen den Kaiser aufgebracht, und Friedrich Wilhelm war gleichfalls über denselben unzufrieden, wegen der Religionsbedrückungen der Protestanten in der Pfalz, und wegen einiger heftigen Decrete desselben in Ansehung der Beschwerden des Magdeburgischen Adels wegen Einführung der Grundzinsen. Diese gleichstimmige Gesinnung gab Anlaß zu der Hannoverischen Defensivallianz.

Friedrich Wilhelm trat derselben um so lieber bei, da Frankreich und England ihm wegen der Erbfolge in Jülich und Bergen Hofnung machten. Holland, Schweden und Dänemark traten in der Folge dieser Allianz bei; und wenn gleich England und Frankreich die Absicht hatten, dem Hause

Deſter:

Oesterreich durch dieses Bündnis zu Schaden so konnte doch Friedrich Wilhelm seinen Schwiegervater, den König von England nicht dahin bringen, eine bestimmte Erklärung von sich zu geben, ein geringes Corps Truppen im Fall eines wirklichen Krieges gegen Oesterreich, ihm zu Hülfe zu schicken.

Sobald diese Allianz zu Hanover unterzeichnet war, so entstand zu Wien zwischen dem Kaiser, dem Zaar Peter I. Spanien und einigen Deutschen Fürsten ein Gegenbündnis. Der Zaar war besonders über Friedrich Wilhelm wegen der Parthei welche er ergriffen hatte, ungehalten, und machte ihm starke ja mit Drohungen untertermischte Vorstellungen darüber. Vielleicht würde er bei seiner bekannten Hitze auch einen übereilten Schritt gewagt haben, wenn nicht der Tod diesen mehr außerordentlichen als großen Mann im Jahre 1725 dahin gerissen hätte.

Das folgende Jahr setzte ganz Europa in Unruhe. Alle Reiche rüsteten sich zum Kriege und Friedrich Wilhelm erwartete mit jeder Stunde den Ausbruch desselben. Für keine Macht war indessen dieses Spiel ungewisser und mislicher, als für die seine. Bei einem Kriege mit Rußland lief er für Preussen die größte Gefahr, und dennoch konnte er sich von seinen Bundesgenossen keinen rechten Beistand versprechen. Sie hielten überdies ihre Entwürfe für ihn geheim und behandelten ihn als eine subalterne Macht mit so wenigem Achtung, daß ihre Anträge mehr einer Gebotung als einer freundschaftlichen Unterhandlung glichen. Friedrich Wilhelm sagte also sehr bald gegen ein Bündnis einen Widerwillen, welches ihm so wenige

wenige Vortheile, aber viel Verdruß und Besorgnisse gewährte und wartete nur auf eine Gelegenheit vortheilhaftere und ihm unabhängiger Verbindungen eingehen zu können.

Indessen war George I. nach Deutschland gekommen, um seine deutsche Staaten zu besuchen, und Friedrich Wilhelm reifete mit seiner Gemahlin nach Hanover, wo sie sehr freundschaftlich empfangen wurden. Der König hielt sich indessen nur wenige Tage daselbst auf und gieng nach Cleve. Die Königin blieb aber bei ihrem Vater, und hier war es, wo sie eine doppelte Vermählung zwischen ihrem Sohn dem Kronprinzen und der Prinzessin Amalia von England, und zwischen dem damaligen Herzog von Gloucester, nachherigen Prinzen von Wales und ihrer ältesten Prinzessin Tochter zu Stande zu bringen suchte. Ihr Vater wußte ihre Wünsche. Sie hatte sie ihm bereits schriftlich entdeckt, und er hatte die Sache genehmigt, wenigstens nichts dagegen einzuwenden gehabt.

Die Königin hielt also diese Vermählungsangelegenheit für völlig entschieden, und da sie mit ihrem Gemahl darüber einig war, so hatte ihr derselbe Vollmacht gegeben, sie gänzlich zu Stande zu bringen. Aber wie sehr erstaunte sie, als ihr Vater nachdem sie ihm die Sache mündlich vorge tragen zur Antwort gab, daß dies eine Sache sei, an die man dereinst wohl denken könnte. Die Königin konnte keinen Grund bedenken, wie ihr Vater jetzt eine Sache beinahe zurücknehmen konnte, welche er ihr schriftlich bereits so gut als zu Stande hatte. Indessen erfuhr sie durch die Herzogin von Kendal, ihres Vaters Vertrauten, daß man dem König böshafterweise hin-

hinterbracht habe, die Prinzessin sei ver-
wachsen und mit der fallenden Sucht be-
haftet. Es ward also veranstatet, daß der
König von England nach Berlin kommen
solte, um sich augenscheinlich von dieser so
böshafsten Verläumdung zu überzeugen;
und George erklärte seiner Tochter veröfent-
lich, daß wenn er sähe, daß man ihn be-
logen habe, er der Schliessung der Doppel-
heirath kein Hinderniß mehr in den Weg
legen werde. Nun glaubte die Königin sey
es unmöglich, daß ihre Wünsche ihr fehl-
schlagen könnten. Sie fertigte in dieser Ab-
sicht einen Courier an ihren Gemahl nach
Wesel ab, um ihm davon Nachricht zu ge-
ben. Der König reisete unverzüglich von
Wesel ab, und empfing am 2. October seinen
Schwiegervater zu Charlottenburg.

Hier wurden dem König von England
von Friedrich Wilhelm die Prinzen, von sei-
ner Gemahlin aber die Prinzessinnen und be-
sonders die älteste vorgestellt. Man speisete
darauf. Gegen das Ende der Tafel ward
dem König von England übel, so daß er
bald darauf in Ohnmacht fiel. Die Kunst
der Aerzte war nicht vermögend ihn wie-
der zu sich zu bringen, so daß er beinahe
eine gute Stunde ohne alle Besinnung blieb.
Endlich öfnete der Marggraf Albrecht ein
Flacon, reichte dem Könige einige Tropfen,
und es dauerte nicht lange, als er die Au-
gen aufschlug und sich bald darauf wieder
wohl befand. Dieser Zufall setzte den Hof
in grosse Bestürzung; allein er hatte weiter
keine Folgen, den George blieb gesund.

Nach einigen Tagen fing man darauf wie-
der die Unterhandlungen wegen der Doppel-
heirath an, und Friedrich Wilhelm drang
sehr in seinen Schwiegervater sie abzuschlies-
sen.

ten. George gab ihm darauf sein Versprechen, setzte aber hinzu, daß er vor Abschließung derselben noch die Meinung des Parlaments darüber vornehmen müsse, welches er gleich nach seiner Rückkunft zusammen berufen wolte. Der König ließ sich mit dieser Hoffnung abspesen und erneuerte mit Georgen die geschlossenen Verträge. Indessen fielen nach der Abreise des Königs von England zwischen dem König und seiner Gemahlin einige häßliche Mißthätigkeiten vor, welche eine herzliche Aussöhnung zwar wiederum beilegeten, die aber das Benehmen des Königs von England wiederum führte. Als derselbe nach England zurückgekommen war, dachte er nicht weiter daran sein Versprechen wegen der Doppelheirath zu erfüllen, Friedrich Wilhelm, welcher in seinen Versprechungen mit großer Treue und Rechtsschaffenheit zu Werke ging, ward über dieses Betragen nicht wenig entrüstet. Er glaubte sich deswegen an die Königin halten zu müssen, und schwur ihr in der Heftigkeit seiner Leidenschaft, daß wenn die Heirathen nicht binnen zwey Monathen in Nichtigkeit gebracht wäre, er nichts mehr davon hören, sondern sich selbst für seine Tochter einen Mann suchen wolte.

Um diese Zeit hatte die zum theil sehr gewaltsame Werbung des Königs, fast alle Reichsfürsten in Deutschland gegen Friedrich Wilhelm aufgebrocht. Die Hanövrische Regierung und selbst der König von England hatten sich bereits verschiednenmal darüber beschwert, da man indessen keine Aenderung traf, so ließ man im Hanövrischen mit einemmal alle Preßischen Werber gefangen sezen. Die war das Signal für die übrigen Fürsten ein Gleiches zu thun.

Wint

Binnen Kurzen besanden sich eine Menge Preussischer Kerker in den Gefängnissen, denen als Störher der öffentlichen Ruhe der Proceß gemacht wurde; und der Churfürst von Baiern so wie der Landgraf von Hessen Cassel ließen den andern zur Warnung, sogar einige von ihnen hängen. Der König ward deshalb über seinem Schwiegervater erbittert. Er beschuldigte ihn, er habe die Reichsfürsten aufgehetzt und erklärte seiner Gemahlin: Er wolle nun in keiner Verbindung weiter mit ihm stehen, und sie möchte daher an keine Vermählung des Kronprinzen mit der Tochter desselben denken; Er sei dagegen fest entschlossen, seine Tochter dem Marggrafen von Schwedt zu geben. Die Königin war darüber in Verzweiflung. Indessen beruhigte der Feldmarschall von Brumkow den König wider, so daß Friedrich Wilhelm als George im Jahre 1725 nach Hannover kam, seinen Schwiegervater daseibst besuchte. Man schien indessen zwischen beiden Fürsten wenig Herzlichkeit zu bemerken. Und als Friedrich Wilhelm von der Doppelheirath anfang; antwortete ihm Georg "daß es jetzt noch nicht Zeit wäre selbige zu schließen."

Die Hinrichtung der Protestanten in Thorn, welche dem Fanatismus der Jesuiten in Polen geopfert wurden, erregte bei Friedrich Wilhelm das innigste Mitleid. Er unterließ, kein Ermahnen, kein Bitten und Drohen diese unglücklichen Schlachtopfer zu retten; allein alles dieses wirkte auf die Polen nicht. Der König sah sich genöthiget, diese Stadt, welcher man überdies alle ihre Privilegien genommen hatte, ihrem unglücklichen Schicksaal zu überlassen.

Die Hanövrifche Allianz fetzte indessen den Kaiſerlichen Hof noch immer in Beſorgniß. Der Kaiſer beſchwerte ſich ſogar beim Reichstage über dieſelbe und behandelte die beiden Könige in einen beſondern Meſſimoire mit vielem Stolze. Sie antworteten ihm aber wie eß ihrer Würde angemeffen war. Der Kaiſer ſuchte beſonders den Berliner Hof von dieſem Bündniße abzuziehen; allein dieſer blieb ſtandhaft, und er würde dem Bündniße auch gewiß mit größter Treue ergeben geblieben ſeyn, wenn nicht George I. denſelben durch ſein Betragen von ſich abwendig gemacht hätte. Eß war nehmlich in dieſem Tractate ausdrücklich verſprochen worden, daß derſelbe die Schließung der Doppelheirath beſchleunigen ſolte. Dieß hatte auch Friedrich Wilhelm vorzüglich beſwogen ihn zu unterzeichnen. — Allein jezt wich George der Erfüllung ſeines Verſprechens unter mancherlei Vorwänden aus. Der König ging in dieſem Jahre nach Cleve und ließ ſeine Gemahlin in Hanover, um endlich einmal alle Schwierigkeiten welche ſich der Doppelheirath entgegenſtellte, zu heben, und ſelbige in ſtande zu bringen. Die Königin fand die engliſchen Miniſter für die Beendigung dieſer ihr ſo wichtigen Sache ganz geſtimmt. Sie glaubte ſelbige ſchon abgethan. Sie berichtete dieß dem König und ihre Freude war außerordentlich. Als ſie aber die engliſchen Miniſter zu ſich bat, den Contract aufzuſehen, erklärten ſie gerade zu, daß ſie keine Vollmacht dazu hätten. Die Königin beklagte ſich darüber bei ihrem Vater, ſie erhielt aber von ihm eine unbefriedigende Antwort.

Sie verließ Hannover voll Verdruß und mit beklommenen Herzen. Der König wußte ſchon

schon den schlechten Erfolg ihrer Unterhandlungen. Er kam deshalb einige Tage später nach Berlin und war äußerst entrüstet. Er wolte seine Gemahlin nicht sprechen, und ließ sogar die Thür zwischen seinem und der Königin Zimmer zumauren. Dies dauerte einige Wochen, bis endlich der Feldmarschall von Grumbkow zwischen beiden eine Versöhnung stifete. Die Bedingung aber war, daß die Königin auf immer dieser Verbindung entsagen, und jede andere, die der König mit seinen Kindern treffen würde, genehmigen sollte. Die Königin willigte mit schweren Herzen ein.

Da Friedrich Wilhelm so viel Ursach hatte mit dem Betragen seines Schwiegervaters unzufrieden zu seyn, so ging die bisher so glücklich bestehende Freundschaft desto schneller in Kältsinn über. Dies hatte sehr bald in Ansehung der öffentlichen Verbindung, worin beide Monarchen standen, den nachtheiligsten Einfluß. Der Minister des Königs zu Petersburg, der Freiherr von Mardefeld bemerkte, daß die Kaiserin von Rußland Catharina I. gegen Pohlen nicht die vortheilhaftesten Gesinnungen äußerte. Der König benutzte sogleich diese Stimmung derselben und schloß mit dieser Monarchin ein Bündniß, worin beide Theile ihre Besitzungen garantirten und im Fall eines Angriffs sich gegenseitige Hülfe versprachen. Gern hätte der Wiener Hof aus dieser neuen Verbindung Vortheil gezogen, da er wegen des noch immer bestehenden Hannöverschen Bündnisses in nicht wenigen Sorgen war; allein der Zeitpunkt war noch nicht gekommen, wo das gute Vernehmen mit dem

dem preussischen Hofe alle seine Unruhe zerstreuen sollte.

Indessen war dieser Zeitpunkt nicht fern und Carl VI. bediente sich, um den Preussisch n Hof ganz von dem Hannövrischen Bündnisse zu trennen, eines Mannes, welcher nur anfang am Hofe zu Berlin eine sehr wichtige Rolle zu spielen. Dis war der General Seckendorf. Er gab vor, die Neugierde der Revue zu Berlin beizuwohnen, triebe ihn nach dieser Residenz. Kaum war er hier angekommen, so hatte er auch schon den Feldmarschall von Grumbow gewonnen. Er ging noch am nehmlichen Abend auf dem Paradeplatz spazieren, und der König hatte ihn nicht sobald erblickt, als er ihn zu sich rufen ließ. Friedrich Wilhelm ward gänzlich von ihm eingenommen; und da er ohnehin schon über seine Bundesgenossen misvergnügt war, so ward es dem Grafen von Seckendorf gar nicht schwer, ihn noch mehr gegen dieselben aufzubringen. Da Seckendorf in Flandern der Belagerung von Dornick und der Schlacht bey Malplaquet, wo Friedrich Wilhelm ebenfalls zugegen gewesen war, beygewohnt hatte; so diente ihm dieses bey dem Könige zur größten Empfehlung. Er bemächtigte sich auch desselben binnen kurzen in einem so hohen Grad, daß alle wichtige Sachen durch seine Hände gingen. Da die em Manne das Lügen so sehr zur Gewohnheit geworden war, daß er zuletzt gar nichts wahres mehr sprechen konnte, und ein schmutziger Eigennutz seine Wucherseele beherrschte, so verkaufte er zuletzt die vornehmsten Bedienungen des Hofes und des Staats für Geld, schmeichelte dem König mit der Succession von Jülich und Bergen, und richtete durch seine Intriguen

guen in der Königlischen Familie Herrütungen an, deren unglückliche Folgen das tiefste Gefühl des Schmerzes und den kummervollsten Gram in denselben verbreitete.

Nachdem er sich auf diese Weise des Königs bemächtigt hatte, so ward zu Wusterhausen mit dem Kaiser ein Tractat unterzeichnet. Inzwischen war George I. auf seiner Reise nach Deutschland zu Denabrück mit Tode abgegangen, und sein Sohn George II. war ihm in der Regierung gefolgt. Die Königin empfand über den Tod ihres Vaters den tiefsten Schmerz, um so mehr da sie befürchtete, daß die gegenseitige Antipathie ihres Bruders und Gemahls nicht nur die Doppelheirath ganz rückgängig machen, sondern auch das beider Widerwille in Erbitterung und öffentliche Feindseligkeiten ansarten könnte. Sie hatte sich nicht geirrt. Allein die Reise des Königs nach Dresden, und bald nachher die Ankunft des Königs von Pohlen in Berlin, verhinderten den Ausbruch. Indessen ward die Verbindung der dritten Tochter des Königs, der Prinzessin Philippine Charlotte mit dem Prinzen Carl von Braunschweig : Bevern öffentlich bekannt gemacht. Seckendorf, welcher seinem Hofe keinen größern Dienst leisten konnte, als die Doppelheirath durchaus zu hintertreiben, bediente sich dieser Gelegenheit, dem König den Vorschlag zu thun, den Kronprinzen mit der Prinzessin Elisabeth von Braunschweig : Bevern, die älteste Prinzessin aber mit dem Prinzen Johann Wodolph von Sachsen : Weissenfels zu vermählen. Er überredete den König, daß eine Prinzessin von Braunschweig und ein Prinz von Weissenfels sich durch eine Verbindung mit seiner Familie sehr geehrt finden,

den, hingegen eine Prinzessin von England und ein Prinz von Wales sie nur mit Gleichgültigkeit betrachten, folglich gegen ihn auch weniger Gefälligkeit und Achtung bezeugen würden. Er setzte noch hinzu, daß eine Englische Prinzessin, an Königlichen Pomp gewöhnt, ihn auch an seinem Hofe verlangen und einführen, und daß ihr gewöhnlicher Stolz große Ansprüche auf die ihr zu beweisende Ehrfurcht machen würde. Dis hieß den König auf seiner schwachen Seite angreifen. Denn da er allen Pomp, Aufwand und Hofetiquette haßte, so that er von Eund an auf jede Heirath mit einer Englischen Prinzessin Verzicht. Er eröffnete seinen Vorsatz hierüber auch sogleich der Königin, und sagte dabei, daß alles, was er noch thun könnte, dieses wäre, daß er seine Einwilligung zur Vermählung seiner Tochter mit dem Prinzen von Wales gäbe. Auf diese Weise war die Hoffnung der Königin und des Kronprinzen wegen einer Vermählung mit der Prinzessin Amalia von England dahin.

Nach dieser Erklärung, welche für die Königin schrecklich war, überredete sie den Kronprinzen an die Königin von England zu schreiben und sie zu bitten, in alles zu willigen, was der König sein Vater verlangen würde, und sie zu versichern, daß er seiner seits, es möge auch daraus entstehen, was da wolle, keine andere Gemahlin nehmen würde, als ihre Tochter die Prinzessin Amalia. Der Kronprinz befolgte den Rath seiner Mutter, allein die Antwort der Königin von England fiel für beyde höchst unbestriedigend aus.

Während diese Antwort die Königin in Verwirrung setzte, traf ein Hanövrischer Officier in Berlin ein, und verlangte eine geheime Audienz bey der Königin. Er eröffnete ihr, daß er von dem Prinzen von Wales aus Hannover komme, um ihre Majestät zu fragen, ob sie es erlaubten, daß der Prinz heimlich nach Berlin kommen dürfe, um seine Verlobung mit der Prinzessin Friederike gewis zu machen. Dabei ließ er bitten, daß Niemand, als nur der König und die Königin etwas von diesem Geheimniß wissen müßten. Die Königin versprach ein unverbrüchliches Stillschweigen zu beobachten. Allein ihre Freude war so groß, daß sie das Geheimniß dem Englischen Gesandten dennoch eröffnete. Sie sagte ihm, sie habe ihn zu sehr für ihren Freund, als daß sie nicht glauben sollte, er werde an ihrer Freude Antheil nehmen. Aber wie groß war das Erstaunen der Königin, als ihr der Minister sagte: er sey sehr unglücklich, daß sie ihm ein Geheimniß anvertrauet habe, welches er sofort seinem Könige berichten müsse. Der Courier gieng auch eine Stunde nachher wirklich ab. Die Königin war in stummen Schmerz über diese Scene versenkt, aber der Prinz von Wales kam nun nicht nach Berlin.

Diese geheimnißvolle Sache erhielt indessen zum größten Kummer der Königin sehr bald ihren Aufschluß. Geo ge hatte seinen Sohn bisher noch immer in Deutschland zurückgehalten, aus Furcht, er möchte sich in London zur Oppositionspartei schlagen. Er hatte ihm zu dem Ende ohne Vorwissen seiner Minister geschrieben, daß er heimlich nach Berlin gehen, und sich mit der Prinzessin Friederique verloben möchte, damit
die

die Engländer glauben sollten, der Prinz habe es wider Willen seiner Eltern gehalten. Er hätte sich denn mit Recht über den Prinzen aufgebracht gefehlet, und einen Vorwand gehabt, ihn von sich entfernt zu halten. Die Entdeckung des Geheimnisses von Seiten der Königin bereitete seinen Plan, und nun mußte der Prinz nach England.

Dies war ohngefehr der Zeitpunkt, wo die Mißthelligkeiten des Kronprinzen mit seinem Vater ihren Anfang nahmen. Es wurden die bisherigen Hofmeister von ihm entfernt, und der König gab dem Prinzen den Obersten von der Kavallerie von Rochow und den Herrn von Kaiserling, einen Churländischer Edelmann zu Gesellschaftern. Der erstere war ein Mann von guten Sitten, höflich und gefest. Kaiserling war lebhaft und munter. Er hatte viel gereiset, sprach sehr gut und verstand fast alle Europäische Sprachen. Sein außerordentliches Gedächtniß unterstützte seinen Verstand und seine Eigenschaften waren sehr liebenswürdig. Nichts ging über seine Herzengüte, und Ehrer und Redlichkeit waren die Richtschnur aller seiner Unterhandlungen. Er schien nicht von allen Wahrheiten der Religion überzeugt, aber er übte die Sittentehre des Christenthums mit großer Strenge aus. Der Kronprinz liebte ihn sehr und war auch noch als König sein großer Freund. Dazwischen kam Reich, ein Page des Königs, welcher dem Kronprinzen viele und große Dienste leistete. Denn da der König anfang seinen Sohn mit vieler Strenge zu behandeln und beobachten zu lassen, so gab ihm dieser von allem, was beim Könige vorging Nachricht, wodurch nicht selten sein Ungemach sehr gelindert wurde. Reich ward darauf, als seine

Auf:

Aufführung vom Könige bemerkt ward, nach Befehl unter ein Regiment versetzt.

Der König litt in diesem Jahre von einem heftigen Anfall vom Podagra, welches er sich durch Verkältung auf der Jagd zugezogen hatte. Die Krankheit dauerte an 6 Wochen, allein sie hinderte ihn nicht alle Regierungsgeschäfte zu verwalten. Uebrigens vermählte er auch noch in demselben Jahre seine zweite Tochter Friederike Louise an den Markgrafen von Ansbach.

In diesem Jahre hätte Europa beinahe einen Krieg mitten in Deutschland zwischen zweien mächtigen Reichsfürsten und Verwandten erlebt. Das Bündnis des Königs mit dem Kaiser hatte zwischen Friedrich Wilhelm und George II. sehr unfreundliche Gefinnungen erzeugt. Die zum Theil gewaltsamen Verbündungen des erstern im Hannoverischen, wodurch einige Unterthanen waren zu Soldaten gemacht worden, reizten die Empfindlichkeit George II. zu Reppressalien. Er ließ vierzig mit Waffen versehene Preussische Soldaten arretiren. Das zu kam, daß einige Wiesen zwischen der Altmark und Hannover Gelegenheit zu Grenzstreitigkeiten darbieten, welche eine große Erbitterung erzeugten. Seckendorf unterließ nicht, das Feuer, welches schon loderte, noch mehr anzufachen. Man rüstete sich also mit großen Kosten zu einem Kriege, und der König ließ 19 Regimenter an die Elbe vorrücken, und forderte mit großer Hitze und Hartnäckigkeit Genugthuung. George war auf keinen Krieg vorbereitet. Er forderte von allen Mächten mit denen er im Bündnis stand, Hülfsstruppen, und seine Minister an den fremden Höfen schrieben das Befahren des Königs von Preussen als höchst

höchst ungerecht aus. Die Sache fing schon an sehr ernsthaft zu werden, als sie ganz unermüdet eine gute Wendung nahm. Der König hielt einen großen Staatsrath, wozu die vornehmsten Minister und ältesten Generale zugezogen wurden. Hier setzte er ihnen seine Bewegungsgründe zum bevorstehenden Kriege auseinander und fragte sie um ihre Meinung. Als der König diese wichtige Sache vorgetragen hatte, hielt der Feldmarschall Rasmer, ein alter, frommer Mann eine lange Rede. Er beklagte darin, daß die Protestantische Religion auf dem Punkte stehe, durch die Uneinigkeit zweier mächtiger deutschen Fürsten, welche ihre alleinigen Beschützer wären, unterzugehen. Er gab seiner Rede allen Nachdruck und sein Alter und Verdienste verliehen ihr noch mehr Würde und Kraft. Die Minister behaupteten: der Kaiserliche Hof hätte geheime Ursachen, daß er mit so vielem Interesse die Erbitterung nicht zu heben, sondern zu vergrößern suche, und daß eine Sache, welche so geringfügig und unerheblich, einer gütlichen Ausgleichung gar nicht unfähig sey. Diese Vorstellung that alle Wirkung. Es ward der Weg zu friedlichen Unterhandlungen eingeleitet. Die Preussischen Soldaten wurden losgelassen, die Hanövrerischen Bauern auf freyen Fuß gestellt, und die Sache wegen der Wiesen beigelegt.

So wie diese Mißlichkeiten auf eine freundschaftliche Weise ausgeglichen und abgemacht waren; so erhoben sich dagegen nach und nach solche Stürme mitten in der Königl. Familie selbst, welche fähig waren, die traurigsten Folgen nach sich zu ziehen. Es war der Königin endlich nach vielen

sen Kummer von Seiten ihres Gemahls gesüßet die Einwilligung des Königs und der Königin von England zur Doppelheirath zu erhalten. Der Ritter Hotham kam deswegen nach Berlin und hatte bey dem Könige Audienz. Er begehret die älteste Tochter desselben für den Prinzen von Wales und bat zugleich, daß der König seiner Seits auch seine Einwilligung zur Vermählung des Kronprinzen mit der englischen Prinzessin geben sollte. Der König war über diesen Antrag sehr errent. Er bewilligte dem Prinzen von Wales seine Tochter, überging aber die Vermählung des Kronprinzen mit Stillschweigen. Der Ritter Hotham bemerkte dieses, und war schon im Begriff auf eine Erklärung zu dringen, als der König in sein Cabinet eilte. Man ging darauf zur Tafel. Der König brachte die Gesundheit des Prinzen von Wales und der Braut aus, und alle Anwesenden stätteten sogleich ihren Glückswunsch darüber ab. Nur der Gesandre schwieg und schien besüßert. Sobald die Tafel aufgehoben war, verlangte Hotham eine zweyte Audienz. Der König wollte so eben nach Potsdam reisen, und suchte den Gesandten abzuweisen. Allein Hotham ergrif diesen kurzen Augenblick, und sagte ihm geradezu, daß wenn der König nicht die Erklärung in Aufsehung der Verbindung des Kronprinzen mit einer englischen Prinzessin gäbe, so würde auch nie die Verbindung des Prinzen von Wales mit seiner Tochter Statt haben.

Am folgenden Tage hatte der Ritter Hotham Audienz. Er wiederholte hierin das, was er dem Könige bereits den Tag zuvor in Charlottenburg gesagt hatte, und
 fehte

setzte hinzu, daß der König von England verlange, daß der Minister von Grumbkow verabschiedet würde, weil er wisse, daß derselbe sein persönlicher Feind, und nur darauf bedacht sey, ein Mißverständnis zwischen beiden Höfen zu unterhalten. Zugleich wolle er dem König die unwiderleglichsten Beweise von dessen Treulosigkeit vorlegen. Ueberdis erklärte er noch, daß sein Herr keine Mitgabe für die Prinzessin verlange, seiner Tochter aber 100,000 Pfund Sterling bewilligen wolle.

Der König hörte ihn mit vieler Geduld an, und versetzte darauf, daß wenn man ihm durch eigenhändige Briefe des Feldmarschalls von Grumbkow Beweise von seiner Treulosigkeit geben könne, so wolle er ihn entfernen. Nach vielem Hin- und Widersprechen genehmigte er auch die Vermählung des Kronprinzen; jedoch unter der Bedingung, daß der Prinz Stadthalter von Hannover werden, und sich mit seiner Gemahlin dort aufhalten sollte. Hohtham schickte sogleich deshalb an seinen Hof ein Courier.

Der Feldmarschall von Grumbkow verloschte indessen sehr bald die äblen Eindrücke, die der englische Gesandte seinerwegen beim König gemacht hatte, und wußte in der Zwischenzeit das über ihm schwebende Gewitter sehr geschickt abzuleiten. Sein Freund, der Graf von Seckendorf diente ihm hierin trefflich. Der König ward bald aufs äufferste hintergangen, und von neuen gegen jede Verbindung mit dem Englischen Hause eingenommen. So war die Lage der Sachen, als er sich nach Potsdam begab, wohin ihn der Kronprinz begleitete. Die harte und kränkende Begegnung des Königs gegen

gegen den letztern nahm jetzt mehr zu, als ab. Nicht, daß ihm der Dienst kühnlich gekränkt hätte, allein es schmerzte ihn, daß sich der König seiner Begierde noch den Wissenschaften widersetze und ihm die unschuldigsten Mittel dazu erschwerte. Er tröstete sich indessen mit seinen Freunden, wozu jetzt noch Katt gekommen war. Dieser junge Mann, dessen Vater Obrist-Lieutenant und dessen Großvater mütterlicher Seite General-Feldmarschall war, stand als Lieutenant unter den Gené'd'armes. Er hatte Verstand, aber wenig Beurtheilungskraft. Er war gar nicht ansehnlich von Person, vielmehr klein, sehr blattrernarbig und von der Sonne verbräunt. Die Gunst des Kronprinzen verdrehte ihm den Kopf, und er bejeigte in seinen Reden wenig Ehrerbietung für den König. Er schien der Gunst des Prinzen nicht würdig zu seyn, denn anstatt demselben Rathschläge zur Unterwerfung gegen seinen Vater zu geben, war er es, der die Unzufriedenheit des Prinzen gegen letztern vermehrte.

Der Graf von Seckendorf that indessen alles die Vermählung des Kronprinzen mit der Englischen Prinzessin rückgängig zu machen. Er machte dem Monarchen glauben, daß wenn er dem Prinzen als Stadthalter nach Hanover gehen liesse, er dem König von England gleichsam eine Geißel gäbe, um ihn den König in Abhängigkeit zu erhalten, und daß die Verabschiedung des von Grumbkow der Anfang der Geißel sey, die man ihm auflegen wolle.

Am folgenden Morgen ging der König nach Berlin, und gab dem englischen Gesandten Audienz. Hier überreichte ihm dieser Minister die aufgefundenen Briefe des
Herrn

Herrn von Grumbow. Der König nahm sie mit zorniger Miene in die Hand, und warf sie dem Minister vor die Füße, und sagte ihm, daß er sich von Niemanden Gesetze vorschreiben lasse. Er machte dabei eine Bewegung, als ob er den Fuß gegen ihn aufheben wolte; und entfernte sich. Hothorn nahm dieses als eine Beschimpfung auf, und begab sich ängstlich aufgebracht nach Hause. Er wolte vogleich Berlin verlassen. Die andern Gesandten beschworen ihn zu bleiben, und versicherten ihn, der König werde bald wieder von seinem Zorn zurück kommen. Sie iraten sich nicht. Selbst der Kronprinz schrieb an den Ritter ein höfliches Billet. Der König ließ darauf den Dänischen und Holländischen Minister zu sich kommen, und bat sie den englischen Gesandten zu beruhigen, und erklärte sogar ihm jede Genugthuung zu geben, welche er verlange. Die Antwort des Gesandten an den Kronprinzen setzte die Königin in Betrübnis; allein den lebhaftesten Prinzen schien sie wenig zu kümmern. Er suchte die Achseln und sagte zu seiner Schwester; „daß das Unglück doch nicht gar zu groß sey. Sie könnte weichen werden; und was ihn beträfe; so wolte er sich schon aus der Sache ziehen; er sey fest entschlossen, davon zu gehen.“ Die Prinzessin bat ihn mit Thränen, sich doch nicht einer so großen Gefahr, der Königin aber nicht einem so tödtenden Kammer auszusetzen. Der Prinz aber gab ihr zur Antwort: Seine Parthie sey schon genommen; Sie möge die ihrige nun auch nehmen.

Es ist ganz außer allem Zweifel, daß der Graf Seckendorf alle diese große Uneinigkeiten in der Königl. Familie ausspann, und Grumbow

Grumbkow, ein Feind der Königin, sie nähre. Die Strenge des Königs gegen den Kronprinzen stieg täglich. Dieser hatte an die Königin von England geschrieben. Der Zorn des Königs darüber war sehr heftig. Der Prinz hielt sich nun für verlocken, und sann auf Mittel sich der Gewalt eines so strengen Vaters zu entziehen. Indessen erklärte der Englische Hof, daß Hotham mit der Genugthuung zufrieden seyn sollte, welche ihm der König geben würde. Der Cabinetsminister von Borek ward zu ihm geschickt, und mußte ihm im Nahmen des Königs versichern, daß der König ihn persönlich hochschätze, und er ihm nie eine Beleidigung habe zufügen wollen. Der Gesandte ging darauf bald nach England zurück, und beide Höfe schienen nicht weiter an eine Vermählung zu denken.

In diesem Jahre 1730 besuchte Friedrich Wilhelm den König von Pohlen in dem berühmten Lager bey Mülberg. Die Pracht und Verschwendung welche hier herrschten, waren merkwürdig und gaben lange Zeit Stoff zur Unterhaltung in Deutschland. Nachdem Friedrich Wilhelm hier prächtige Geschenke ausgeheilt hatte, machte er eine Reise durch Deutschland. Er gieng über Coburg, Bamberg und Nürnberg, besuchte in Anspach seine Tochter, und gieng von da über Augsburg, durch das Würtembergische über Mannheim, um von dort über Frankfurt am Mann den Rhein herunter nach seinen Westphälischen Staaten und so von hier wiederum nach Berlin zurückzukehren. Der Kronprinz begleitete ihn. Auf dieser Reise brach das Mißverständnis zwischen dem König und dem Kronprinzen öffentlich aus. Der junge Prinz hatte schon

von

von Mähberg aus entfliehen wollen, und sich zu dem Ende eine Sächsische Post anbieten lassen. Der Sächsische Minister Graf von Homb hatte sein Anliegen dem Könige von Preußen eröffnet, und dieser war so lange in den Prinzen gedrungen, bis er ihm hatte versprechen müssen, während seines Aufenthalts in Sachsen seinen Vater nicht zu verlassen. Sein Plan war hier also gescheitert. Allein er hatte ihn nicht aufgegeben. Er hatte bereits vor seiner Abreise von Berlin mit seinen Günstling Katt die Abrede genommen, daß er auf die erste Nachricht sogleich ihm folgen sollte. Zugleich hatte er ihm ein Bündel mit Kostbarkeiten und wichtigen Papieren anvertraut. Katts Unvorsichtigkeit und Prahlucht verräth das Geheimniß. Der Graf Seckendorf erfuhr es zu Raspach aus Berlin und hinterbrachte es sogleich dem König, von dem die Herren von Waldau und von Rochau Befehl erhielten, über den Prinzen bey Verlust ihres Lebens zu wachen. Ja Raspach machte der Prinz wiederum einen Versuch zur Flucht, aber auch dieser mißrieth und so mußte der Prinz seinem Vater folgen. Von hier aus schrieb er einen Brief an Katt und beauftragte ihn, daß ihm seine Entweichung nicht mehr schicksaligen und er binnen zwey Tagen in Freyheit seyn werde. Er schickte den Brief auf die Post, setzte auf demselben, über Nürnberg und vergaß in der Eil die Adresse nach Berlin hinzuzufügen. Der Brief kam dadurch nach Nürnberg an den Betsbesorger von Katt.

Der Prinz wußte von allem diesem nichts und begleitete seinen Vater bis auf ein Dorf bey Frankfurt am Mayn, wo der König über-

übernachten wolte. Sie mußten hier insgesammt in Scheunen die Nacht über bleiben und der Herr von Rochow und der Kammerdiener schliefen beim Wein. Gegen Mitternacht stand der Prinz leise auf, und da er seine Begleiter im tiefen Schlafe glaubte, kleidete er sich an und wolte zur Scheune hinaus. Sein Page sollte zwei Pferde im Dorfe bereit halten. Allein der Thorweg öffnete sich mit großem Geräusch. Rochow wachte darüber auf, wachte sogleich die übrigen Begleiter und setzte dem Prinzen nach. Sie fanden ihn im Dorfe an einem Wagen gefesselt auf seine Pferde warten. Sie brachten ihn nur mit Mühe wieder zurück, und versprachen ihm, dem König von diesem Vorfalle nichts zu eröffnen.

Am andern Morgen erhielt der König von dem Hrn. von Stett zu Münsberg eine Emschiffte, welche ihm den Brief des Kronprinzen überbrachte. Der König konnte sich vor Zorn, nachdem er den Inhalt des unglücklichen Briefes gelesen hatte, nicht lassen. Er befahl sogleich dem Hrn. von Waldau u. v. Rochow den Prinz als Arrestant in die Fagd zu bringen, in welcher er bis nach Wesel fahren wolte. Am folgenden Morgen schifte sich der König ein. Sobald er seinen Sohn erblickte, fiel er über ihn her und mißhandelte ihn entsetzlich. Waldau und Rochow befreheten ihn aus seinen Händen, und brachten ihn in ein anderes Schiff. Er ließ ihm darauf den Degen abnehmen und die Taschen nach Briefen durchsuchen. Allein es war schon alles verbrannt.

Nach zweien Tagen kam der König zu Wesel an. Hier ließ er den Kronprinzen sogleich stark bewachen, und es durfte bey Lebensstrafe Niemand mit ihm sprechen.

Am folgenden Tage erhielt der Comman-
dant, General von Mosel, Befehl, die
Prinzen vor ihn zu führen. Sobald er er-
schien, fragte er ihn mit drohendem Ton
warum er habe desertiren wollen? „Bei-
Sie mich bis jetzt nicht als ihren Sohn,
sondern als einen Sklaven behandelt haben,
antwortete der Prinz.“ Du bist ein nichtes-
würdiger Deserteur, fahre ihn der König
wüthend an, der kein Herz und keine Ehre
im Leibe hat.“ Der Prinz gab hierauf eine
Antwort, die den König so in Wuth setzte,
daß er den Degen zog und ihn durchbohren
wollte. Der General Mosel stiel ihm in den
Arm, stellte sich zwischen den König und
den Prinzen und sagte: Tödtten Sie mich,
Sire; schonen Sie aber das Leben ihres
Sohnes!“ Der König war über die Kühn-
heit des Generals erstaunt, der den Prinzen
sogleich heraus und in sein Zimmer füh-
ren ließ. Darauf baten die andern Gene-
rals den König, den Prinzen nicht wieder
zu sehen; worauf er den Herrn von Dossau,
von Balsoau und von Rochow Befehl gab,
ihn eben so schnell als geheim nach Mittels-
walde zu bringen, und zugleich verbot er
ihnen, das Hanöversche Gebiet zu berü-
hren, aus Furcht, der Prinz möchte hier
entführt werden.

So wie der König den Prinzen in Frank-
furt am Main hatte in Verhaft nehmen
lassen, hatte er auch Order nach Wesel ge-
geben, daß der Lieutenant von Rich, wel-
cher mit in das Geheimniß der Flucht des
Prinzen verwickelt war, sollte arretirt wer-
den. Dieser entging seinem Schicksal
durch das seltenste Ungescheh. Er stand auf
dem Markt, als eben ein Page des Königs
mit dem Befehl in der Tasche hinübertritt.

Er fragte, was es am Hofe Neues gäbe? Sein Freund antwortete ihm; daß der König den Kronprinzen als Arrestanten mitbringe und daß es hiesse, Katt solle ebensfalls in Berlin arretirt werden. Keith begriff sogleich was vorgegangen war. Er eilte zu Hause, schwang sich auf ein Pferd und ritt davon. Er ward nachgesetzt und Dumoulin erhielt Befehl ihn im Haag im Namen des Königs als einen Hochverräther zurückzufordern. Allein Keith hatte sich schon in den Schutz des englischen Gesandten, Lord Chesterfield begeben, und dieser schaffte ihn wohlbehalten nach London. Er ward hier von dem König und der Königin sehr gnädig aufgenommen, und sie schickten ihn mit einer Pension heimlich nach Irland. Aber auch hier ward er ausgepähet und vom Könige reclamirt. Er ging darauf mit Empfehlungsschreiben in Portugiesische Dienste, bis ihn Friedrich II. in der Folge zurückberief.

Wie glücklich wäre Katt gewesen, wenn er die Gegenwart des Geistes gehabt hätte, welche Keithen gerettet hatte. Er ward frühzeitig genug von seinen Freunden gewarnt, und der dänische Gesandte von Löwenhör ermahnte ihn zur Flucht und bot ihm Pferd und Börse an. Statt sich dieser wohlgemeinten Warnung sogleich zu Nuze zu machen, brachte er die Zeit mit unnützen Weisheitsreden hin. Er wollte mit Gemächlichkeit fliehen, und bestellte sich zu dem Ende einen französischen Courtiersattel. Aber unglücklicherweise konnte er wohl nicht erwarten ihn fertig zu sehen. Der General-Feldmarschall Rasmer nahm ihn in dem Augenblick in Verhaft, als er aufs Pferd steigen wollte. Er schien über seinen Verhaft gar

nicht bestürzt. Er brachte darauf noch einige Papiere in Ordnung und schickte der Königin ein Kästchen, welches ihm der Kronprinz mit seinem Verschaft versiegelt mit dem Befehl übergeben hatte, es ihr einzuhändigen, wenn er ihm nach reisen würde. Er ward darauf auf die Hauptwache gebracht, wo er bis zur Ankunft des Königs blieb.

Sobald der König in Berlin angekommen war, begab er sich zu der Königin, welche bereits durch das öffentliche Gerücht sowohl, als durch die Frau von Kambeck von dem Unglück ihres Sohnes unterrichtet war. Alle seine Kinder fielen ihm zu Füßen und kosen ihn mit Thränen ihrem Bruder zu verzeihen. Der König stieß sie aber mit wüthiger Geberde zurück und sagte in einem schrecklichen Ton zur Königin, ihr Sohn sey todt. Voll Entsetzen riß die Königin aus; wie, ist es möglich? Sie sollten der Mörder ihres Sohnes gewesen seyn? "Er war nicht mehr mein Sohn, erwiederte der König: er war nichts als ein Deserteur, der den Tod verdient hatte." Bey diesen Worten fiel die Königin in Ohnmacht. Den König rührte diese schreckliche Scene nicht. Er ging in sein Zimmer und befahl Katt vor ihn zu führen, und zugleich mußten der Feldmarschall von Grambow u. der General-Auditeur Wylus zu ihm kommen. Unterdessen trieb er sich außer sich vor Wuth herum, und kehrte schäumend vor Zorn zur Königin zurück, die er mit ihren Kindern in Thränen schwimmend fand. Die Kinder gingen auf ihn zu, wolten liebevoll ihn besänftigen und die Hände küssen, aber er stieß sie von neuen zurück, ergriff die Prinzessin Friederike beim Arm, warf sie zur Er-

de und fing an sie zu mißhandeln. Die Königin und alle Kinder suchten sie zu schützen, und die Kammerfrauen kamen und trugten die halbrodte Prinzessin in ein Nebenzimmer. Er überhäufte darauf seine Tochter mit harten Vorwürfen, und maß ihr alle Ursach des Unglücks, das in seiner Familie sey, bey. Auch der Königin trafen schwere Drohungen, allein in tiefen Schmerz hinstarrend hörte sie sie kaum, denn sie würde in diesem Augenblick den Tod süß gefunden haben. Die jungen Prinzen warfen sich ihm zu Füßen und baten ihn herzlich doch ihrer Mutter zu schonen. Allein die Gewalt seiner Leidenschaft war zu sehr aufgeregt, als daß er sie gehört hätte, noch weniger dachte er daran, daß er gesagt hatte, der Kronprinz sey todt; denn er that nun die fürchterlichsten Schwüre, daß er ihn wolte hinrichten lassen.

In dem Augenblick meldete man ihm, Katt sey da. Der König ging aus dem Zimmer der Königin. Sobald Katt ihn erblickte, fiel er ihm zu Füßen. Allein der König stürzte auf ihn los, riß ihm das Johanniterkreuz vom Halse und mißhandelte ihn grausam. Er befehlt darauf dem Generalauditeur mit dem Verhör den Anfang zu machen. Katt antwortete mit bewundernswürdiger Standhaftigkeit auf alle Fragen, die man ihm vorlegte, und gestand die Flucht des Prinzen ein. Man fragte ihn, an welchen Hof der Prinz habe flüchten wollen? er antwortete; das wisse er nicht; man werde es aber vielleicht aus den Briefen ersehen können, welche in dem Kästchen des Prinzen seyn müßten, welches er der Königin auf Befehl des Prinzen habe zuschicken müssen. Der

König ließ das Kästchen augenblicklich von der Königin abfordern. Ungeduldig mehrere Beweise zu finden zerstückte er dasselbe mit Gewalt. Er fand nur unbedeutende Dinge darin. Die Prinzessin Friederike hatte es nehmlich mit Genehmigung der Königin ohnerachtet des Siegels mit vieler Geschicklichkeit geöfnet, und alle Papiere von Wichtigkeit herausgenommen. Es fand sich also nichts das dem Prinzen sogar hart hätte zur Last fallen können. Und Katt behauptete standhaft, daß die Königin und die Prinzessin Friederike nichts von dem Vorhaben des Prinzen gewußt hätten. Nachdem das Verhör geendigt war, mußte Katt die Uniform ausziehen. Er erhielt dagegen einen linnenen Kittel und man brachte ihn auf die Hauptwache.

Nun ging der König wieder zur Königin und verlangte diejenigen Papiere, welche sie aus dem Kästchen genommen hätte. Er erhielt nichts. Als er sich so unbefriedigt sahe, sagte er zur Königin: Sie möchten immerhin diese Papiere verhehlen, Katt habe schon genug gesagt, um Frikens und seiner unwürdigen Tochter Köpfe springen zu lassen. Zugleich gab er der Prinzessin in ihrem Zimmer Verhaft und entfernte sich unter harten Aeußerungen aus dem Zimmer seiner Gemahlin. Die Frau von Kamcke, eine Dame von großer Herzhaftigkeit, welcher der Zustand der Königin jammerete, folgte ihm in sein Zimmer. Sie beschwor ihn, der Königin durch den unsäglichsten Kummer doch nicht den Tod zu geben. Sie versicherte ihn, daß selbige nichts von dem Vorhaben des Prinzen gewußt habe, und daß sie es so sehr mißbillige, wie er. Sie bat ihn dann, an seine Ruhe eben so, wie an

an der Königin ihre zu denken, und nicht der Zerstörer seiner eigenen Familie zu seyn. Sie stellte ihm überdies noch vor, er habe bis dahin, stets als ein gerechter und gottesfürchtiger Fürst gehandelt; er würde aber diesen, schönen Namen verlieren, wenn er sich an dem Leben seines Sohnes vergriffe. Sie führte ihm darauf das Beispiel Philipp II. von Spanien und Peter I. an, welche ihre Söhne hätten hinzurichten lassen; aber dafür auch von jedem rechtschaffenen Mann verabscheuet würden; die Familie dieser Fürsten sey nun erloschen, Fremde besäßen ihren Thron, und wer wüßte, ob Gott nicht noch bei seinem Leben das unschuldige Blut seines Sohnes, das er seinem Zorn opfern wolte, an seiner Familie rächen würde.

Der König gerieth in ein nicht geringes Erstaunen über die Sprache dieser Dame. Noch nie hatte sich jemand unterstanden mit solcher Dreistigkeit gegen ihn zu sprechen. Allein er nahm es ihr nicht so sehr übel. „Sie sind sehr verwegen, sagte er, daß sie so zu mir sprechen; allein statt mich darüber zu entrüsten, danke ich Ihnen dafür. Ihre Absicht ist wenigstens gut. Gehen Sie und seyn Sie ruhig, und sagen Sie meiner Gemahlin ein gleiches.“

Indessen verfolgten fisciatische Proceß: alle diejenigen, welche mit dem Prinzen in genauem Umgang und Verbindung gestanden hatten. Das Fräulein von Bülow und ihr Bruder geriethen in Verdacht, daß sie sich für die Doppelheirath interessirten. Sie wurden bis an die äußersten Grenzen von Littauen verwiesen. Duban ward nach Remel verbannt, der Baron von Span aber nach Spandau gebracht. Viele Bediente des Prinzen wurden theils in Ver-

haft genommen, theils vorgetragen. Es war beinahe ein Verbrechen den Prinzen gekannt zu haben.

Indessen daß dieses in Berlin vorging war der Prinz von Mittenwalde nach der Citadelle in Cüstrin gebracht worden. Hier ward er hart gehalten. Er erhielt ein elendes Zimmer ohne alle Möbel; er hatte keine Bedienung und mußte auf der bloßen Erde schlafen. Es war sogar verboten ihn Licht zu geben. Die Bibel und ein Gebetbuch waren sein einziger Trost, und vier Groschen täglich zu seinem Unterhalt bestimmt. Der Cammerpräsident von Münchow von der unglücklichen Lage des Prinzen geküßelt, schaffte ihm so viele Erleichterung, als er im Stande war, und der Prinz belohnte dafür in der Folge die That der Menschlichkeit durch Wohlthaten an den Kindern des Präsidenten, u. überhäufte die ganze Familie von Münchow mit Ehre.

Es wurden darauf die Verhöre, die schon in Mittenwalde statt gefunden in Cüstrin gegen den Prinzen fortgesetzt und der Feldmarschall von Grumbekow stand an die Spitze der von Könige dahin geschickten Deputirten. Der Prinz weigerte sich anfänglich denselben zu antworten und nahm besonders gegen den Feldmarschall einen hohen Ton an; allein dieser hatte die Dreistigkeit ihm zu sagen, daß man Mittel und Wege finden würde, seinen Stolz zu demüthigen. Man legte darauf dem Prinzen die Briefe aus dem Kästchen vor. Er untersuchte sie, und da er bemerkte, daß die wichtigsten sich nicht darunter befanden, so zweifelte er nicht, daß sie unterdrückt wären. Er erklärte darauf, daß wären sie alle, die in dem Kästchen befindlich gewesen wären.

Hier

Hierauf verlangte man von ihm, er solle seine Erklärung mit einem Eide bekräftigen; Allein der Prinz antwortete sehr geschickt, daß er dies nicht könne, weil sein Gedächtniß ihn trügen könnte. Die Commissarien waren mit dieser Antwort zufriednen, und da sie nichts weiter aus dem Prinzen herausbringen konnten, so schickten sie ihre Protocolle dem Könige zu.

Da dieser Fürst sahe, daß er bis jetzt über den hohen Geist seines Sohnes nur noch wenig gewonnen, so ließ er den Herrn von Katt zum zweytenmal zu sich kommen, und fragte ihn nochmahl, ob die Königin und die Prinzessin Friederike nichts von dem Vorhaben des Prinzen gewußt hätten. Katt versicherte, sie hätten nichts gewußt. Der König drohete mit der Folter. Er blieb aber bey der Aussage, und kaum ward er durch den Grafen von Seckendorf von dieser schrecklichen Proceedur gerettet.

Unterdessen versammelte der König einen Kriegsrath, welcher aus zwey General Majors, den Grafen von Dönhoff und Linger, aus zwey Obristen, von Derichau und von Pannewitz, aus eben so viel Obrist Lieutenants, Majoren und Capitainen bestand, und ließ seinen Sohn von demselben nicht als Prinz, sondern als Obristen von seinen Truppen richten. Dieser Kriegsrath hielt seine Sitzungen in Potsdam. Es ist zu bemerken, daß weder der Kronprinz, noch Katt vor demselben erschienen, und beyde verurtheilt, den Kopf zu verlieren. Die Sentenz ward an den König geschickt und von demselben auf der Stelle bestätiget. Katt bat den König um Gnade, und sein Vater, sein Großvater alle seine Verwandten

steheten gleichfalls darum; allein der König
 blieb unerschütterlich. Der Major von
 Schenk vom Regiment Gené d'armes erhielt
 Befehl, ihn auf die Citadelle nach Custrin
 zu bringen und dort das Urtheil vollstrecken
 zu lassen. Der Feldprediger begleitete ihn
 und sprach ihm Trost ein. Sie langten des
 Morgens um 9 Uhr daseibst an. Er ging
 dem Tode mit Standhaftigkeit entgegen.
 In der Citadelle war vor dem Zimmer des
 Prinzen ein Schaffot errichtet, welches mit
 schwarzen Tuch behangen war. Es hatte
 mit dem Fenstern desselben gleiche Höhe,
 und man hatte sie überdis bis unten aus-
 gebrochen, so das man stehendes Fasses aus
 dem Zimmer auf das Schaffot gehen konnte.
 Alle diese schreckliche Zurüstungen waren
 unter den Augen des Prinzen gemacht wor-
 den, so das er nichts anders schliessen konn-
 te, als das dies die letzte Scene seyn wür-
 de, welche er auf dem Schauplatz dieses Lebens
 zu betreten hätte. Am Morgen trat der
 Commandant der Festung in sein Zimmer
 und kündigte ihm an; es sei des Königs
 Wille, das er der Hinrichtung Katts bei-
 wohnen solle. Der Prinz ging darauf ans
 Fenster; kurz darauf erschien Katt in einem
 braunen Kleide vom Geistlichen begleitet.
 Sobald der Prinz ihn erblickte, verlangte
 er, das man die Vollziehung des Urtheils
 noch aufschieben und ihm erlauben sollte, an
 den König zu schreiben. Er wollte seiner
 Thronfolge feierlich entsagen, wenn man
 seinem Freunde Gnade widerfahren ließe.
 Aber man achtete nicht seiner Thran-
 nen, seiner Bitten, seiner lauten Klagen.
 Das Urtheil mußte vollzogen werden. Als
 Katt näher getreten war, rief ihm der Prinz
 zu, er sey sehr unglücklich, die Ursach eines
 so frühlichen Todes

Todes seyn zu müssen: Wolte Gott, sagte er, ich wäre an Ihrer Stelle.“ Ach, gnädigster Herr, antwortete Katt mit schwacher Stimme“ wenn ich tausend Leben hätte, ich würde sie mit Freuden für sie hingeben.“ Er kniete hierauf nieder. Ein Bedienter wolte ihm die Augen verbinden; er sagte aber, es ist nicht nöthig, hob seine Augen gen Himmel und sprach: Mein Gott! in deine Hände befehle ich meinen Geist. In den Augenblick fiel sein Kopf zur Erde. Der Prinz sank in Ohnmacht; man trug ihn auf sein Best. Als er wieder zu sich kam, war er so matt daß er sich nicht wieder empor heben konnte. Katts Körper blieb den ganzen Tag vor den Augen des Prinzen auf dem Schafot liegen, und ward erst am Abend in einer von den Bastionen der Festung begraben.

Nach dieser schrecklichen Scene verwendeten sich viele mächtige Fürsten zum Besten des Prinzen unter andern auch der Kaiser, welcher nun wohl wuste, daß nie eine Doppelheirath wieder in Sprache kommen würde. Auch die General-Staaten verwendeten sich für ihn. Allein der Prinz blieb noch immer in enger Verwahrung zu Cüstrin und die Lage seiner Schwester war nicht viel besser. Diese Prinzessin würde mitten im Palast ihres Vaters das bitterste Elend erduldet haben, wenn ihr nicht mittheidige Geelen heimlich Essen und Geld zugesteckt hätten. Die Königen aber durfste nichts zum Besten ihrer Kinder sprechen. Indessen äußerte der König einstmals zu dem Feldmarschall von Grumbkow, daß wenn der Prinz sich vor ihm demüthige, er ihm verzeihen wolle. Grumbkow, welcher sich das Bedienten der Ausöhnung zueignen wolte, bat

bat den König um Erlaubnis, nach Cüstrin zu reisen, um den Prinzen zur Unterwerfung zu bewegen. Der König willigte nicht ungern darin. Unterdessen ersünete Grumskow dieses heimlich der Königin, und diese Prinzessin, auſſer sich vor Freuden, versicherte den Feldmarschal, alles vergangene Herzleid zu vergessen.

Der Prinz ließ sich nur durch die vielen Bitten und Vorstellungen des Hrn. von Grumskow zu diesem Schritt bewegen. Indessen schrieb er an den König und dieser schien mit dem Inhalt des Schreibens zufrieden. Er schickte darauf eine neue Deputation an den Prinzen, welche ihm die Bedingungen unter welchen er seine Freiheit erhalten sollte, ersuchen mußte. Der König verlangte nehmlich, daß er in Cüstrin als Privatmann bleibe, und als jüngster Rath bei der Domainen-Kammer arbeiten sollte.

Er mußte sich eidlich verbindlich machen, gegen seine vermeintlichen Feinde, nie Rache zu nehmen; nie eine Reise ohne Erlaubnis seines Vaters unternehmen zu wollen, und sich seinem Gehorsam zu entziehen; daß er in der Furcht Gottes Leben und die Pflichten der Religion erfüllen, und endlich sich nie mit einer andern Prinzessin, als mit derjenigen, die der König ihm geben werde vermählen wolle.

Nachdem der Prinz die ihm von dem Minister von Thulemeier eingehändigte Eidformel einen Tag lang geprüft, ward er bei dem Präsidenten von Münchow eingeführt. Er mußte nun den Eid selbst von Wort zu Wort, laut und vernehmlich wiederholen und darauf unterschreiben. Hierauf ging man in die Kirche und der Prinz empfing nach angehörter Predigt die Communion.

munion. Darauf wurden ihm sein Hofstaat und seine Bedienten, lauter unbekante Leute, vorgefellt. Man las ihm den sehr mäßigen Etat seiner Einkünfte vor. Alles, was zum Vergnügen und zur Erhöhung diente, hatte der König gestrichen. Er durfte nicht lesen oder schreiben, als nur das, was zu seinen Kammergeschäften gehörte, und durfte keine Uniform tragen. Er hatte nur ein graues Kleid mit schmalen silbern Treffen besetzt. Es waren noch eine Menge anderer Verbote, welche er nicht übertreten sollte; aber das sonderbarste war dieses, daß er kein französisch sprechen sollte.

Nach einigen Monaten kam der König nach Cüstrin, und verlangte seinen Sohn zu sehen. Dieser warf sich ihm zu Füßen. Der König hob ihn auf, umarmte ihn, und unterhielt sich mit ihm eine Viertelstunde von ganz gleichgültigen Dingen. Er speisete darauf bei dem Herrn von Münchow und ging wieder nach Berlin. Er begab sich sogleich zur Königin, und erzählte ihr, daß er ihren Sohn gesehen und anfangs mit ihm zufrieden zu werden. Diese unglückliche Mutter schöpfte jetzt wieder Trost. — Und so groß der Kummer gewesen war, den die Vermählung der Königl. Kinder in dieser erhabenen Familie verursacht hatte, und so wenig man in der Welt hätte denken sollen, daß sich jetzt noch irgend jemand mit dem Gedanken an eine englische Vermählung nährte, so war doch der König damit beschäftigt, und sann darauf seine Tochter mit dem Prinzen von Wales zu vermählen. Auf seinem Befehl mußte die Königin an ihren Bruder schreiben, und eine katholische Antwort verlangen. Diese kam an; und man versicherte englischer Seits,
daß

(136)
daß wenn der König seine Einwilligung nicht zu der Doppelurath geben wolte; so sey man entschlossen dem Prinzen von Wales eine andere Prinzessin zu geben. Den König verdroß diese Antwort nicht wenig. Er schickte darauf den folgenden Morgen die Minister von Grumkow, von Borch und von Thulemeier mit dieser Antwort an die gefangene Prinzessin, und ließ ihr zugleich andeuten, daß sie von den dreyn Prinzen, nemlich dem Margrafen von Schwedt, dem Prinzen von Weissenfels u. dem Erbprinzen von Bareuth, einen wählen sollte, widrigenfalls er sie zeitlebens, würde einsperren lassen. Die Minister hatten Befehl sie nicht eher zu verlassen, bis sie sich bestimmt erklärt hätte. „Nun wohl, versetzte die Prinzessin nach langem Zaudern, wenn Sie mich zwingen; so wähle ich den Prinzen von Bareuth, den ich nicht kenne. Aber erinnern Sie sich wohl, daß ich diese Erklärung lediglich im Vertrauen auf das Versprechen, das Sie mir von Seiten des Königs gemacht haben, daß mein Bruder nunmehr ganz in Freyheit gesetzt werden soll, von mir gebe“.

Der König war mit dieser Antwort seiner Tochter außerordentlich zufrieden; die Königin aber desto weniger. Als sie ihrem Vater daher die Aufwartung machte, überhäufte er sie mit Liebkosungen, da die Königin sie hingegen hart anfuhr, und ihr die bittersten Vorwürfe machte, daß sie nicht mehr Festigkeit gezeigt und dem Prinzen von Wales entsagt habe. — Der Prinz von Bareuth kam darauf im Monat Mai nach Berlin; aber die Königin behandelte ihn mit recht studirter Gleichgültigkeit und die Prinzen und Prinzessinnen folgten ihrem Beispiel.

Spiel. Dessen ungeachtet ward die Vermählung im Junius angesetzt. Es waren einige ansehnliche Fürstliche Personen dabei gegenwärtig. Der König und die Königin waren dabei so gerührt, daß sie Thränen vergossen. Die Ursache ihrer Thränen war diese, daß den Tag vor der Verlobung ein Courier aus London die Einwilligung des Königs und der Königin zur Vermählung des Prinzen von Wales mit der Prinzessin Friderike überbracht hatte. Nun reuete den König seiner Eilfertigkeit. Aber man war schon zu weit gekommen, als daß man zurückgekonnt hätte. So zerrüttete der Eigensinn zweyer Monarchen eine große erhabene Familie, und vernichtete einen dem Anschein nach schönen Plan zur Gründung einer langdauernden Freundschaft zwischen zweyen Reichen; aber gewiß hatte die Vorsehung einen weisen Grund, daß sie ihn nicht gelingen lassen wolte.

In der Zwischenzeit bis zur Vermählung besab sich der König nach Preussen, und übte dort große Strenge. Da er mit vorgefaster Meinung über die Veruntreuung seiner Käse dahin ging, so ward ein Edelmann, Namens Schlubach, welcher ihm 800 Rthlr. schuldig war, diese Summe aber mit dem Bemerkten ins Buch eingetragen hatte, daß er sie wieder bezahlen wolte, gehängt. —

Nachdem der König nach Berlin zurückgekehrt war, so ward die Vermählung seiner Tochter mit dem Erbprinzen von Baireuth vollzogen. Den Tag nach derselben kam der Kronprinz aus seiner Verbannung zurück. Niemand, selbst die Königin nicht, hatte dies erwartet. Ihre Ueberraschung war daher außerordentlich. Sie gab eben
ein

ein Festin, als der Kronprinz in den Ritteraal, wo sie beim Spiel saß, hereintrat. Er ward, da er keine Uniform, sondern einen grauen Rock trug, und er seit jenen unglücklichen Tagen viel größer geworden war, von Niemand erkannt. Selbst die Königin, der es der König selbst sagte, daß ihr Sohn im Zimmer sey, hatte ihn nicht erkannt, wenn ihr die Frau von Kamke denselben nicht gezeigt hätte. Sie warf die Karten weg, zog in seine Arme und umarmte ihn zärtlich. Der Prinz befand sich in einer sonderbaren Gemüthsstimmung. Er stellte sich neben den Stuhl der Königin und schien Niemand zu erkennen, selbst seine neubemäthte Schwester nicht. Er empfing sie, als sie ihm ihre Freude über seine Zurückkunft bezeugte, mit ziemlicher Kälte. Der König bemerkte es, und machte ihm Vorwürfe darüber. Er speisete darauf mit ihm allein; und wiederofte ihm bei der Tafel alles vergangene, und sagte, es sey die das letztemal; er wolle aber jetzt alles verzeihen. Der Prinz kehrte darauf in den Ritteraal zurück, wo der Ball seinen Anfang genommen hatte. Er tanzte auch mit, aber sein Herz nahm an dem Feste keinen Theil, denn mehr als eine Gemüthsberührung bestürmte dasselbe. Am folgenden Morgen schenkte ihm der König einen Officierdegen, und gab ihm darauf das zu Rappin in Garnison liegende Infanterie Regiment. Der König schien ihn von der Zeit an nicht mehr so einzuschränken; er befand sich nun meistens bei seinem Regiment, und so hatten seine Leiden nunmehr ihr Ende erreicht. — Die unglücklichen Tage der Jugend dieses Prinzen schien die Vorbestimmung zu haben, seine Seele mit

Muth

Muth und Entschlossenheit in gefährlichen Aufzügen seines zukünftigen Lebens zu wahren, um im Unglück ihm diejenige Standhaftigkeit zu gewähren, die Schläge des Schicksals mit Ruhe und Geistesgröße zu ertragen, und dann nach Ueberstehung derselben die stauende Welt durch neue Entwürfe und größere Thaten zu erschauern.

Nun kehrte der Friede und die Ruhe in die Königl. Familie zurück, und alles nahm seinen bestimmten Gang, und die vorige Ordnung ein. Friedrich Wilhelm verwandte noch immer sein vorzügliches Augenmerk auf die Verbesserung seiner Staaten. Darnach (1732) vertrieb der Fanatismus eines Erzbischofs von Salzburgs 30,000 nützliche und arbeitsame Unterthanen. Friedrich Wilhelm nahm sie si-kreich auf, und wies ihnen mit großen Kosten die wüsten Wohnplätze in Preussen zur Bebauung an. Mehr als 300,000 Tausend dieser Unglücklichen von all-m Geschlecht und Alter zogen dahin und bevölkerten ein fruchtbares Land, welches die Pest unter der vorigen Regierung verwüestet hatte.

Der Graf von Seckendorf, welcher durch sein Jacturen den Hof noch immer beherrschte, hatte in diesem Jahre eine Unterredung des Königs mit dem Kaiser Carl VI. zu Eodrup in Böhmen, (31 Jul. 1732) eingeleitet. Der König begab sich durch Schlessen über Glas dahin, von da aber nach Prag, und ward mit vielen Achtungsbeweisen vom Kaiser empfangen, die indessen doch immer den Abstand eines Kaisers von einem Churfürsten durchschimmern li-ffen. Friedrich Wilhelm war zwar mit dem Kaiser, desto weniger aber mit dessen Ministern zufrieden. Sie waren ihm
gänz-

gänzlich entgegen und obverachtet Seckendorf die Garantie über die Erbfolge in Sächsisch und Böhmen in Berlin versprochen hatte; so erhielt der König doch nichts schriftliches, wohl aber das mündliche Versprechen des Kaisers darüber. Der König fand sich nach seiner Zurückkunft aus Prag in seinen Erwartungen getäuscht; und seine Freundschaft gegen den Wiener Hof ward durch dieses Betragen der Kaiserl. Minister nicht wenig verringert.

Indessen hatten die weitausschwebenden Pläne des Königs von Pohlen in Ansehung der Krone dieses Reichs in Pohlen, zwischen den Magnaten und dem Könige eine große Spaltung erzeugt, an deren Spitze der Primas sich gestellt hatte. August machte darauf die Oppositionspartey mit Gewalt zu unterdrücken, wogegen der Primas des Kaisers und Russlands Hilfe anforderte. Carl VI. freute sich nicht wenig über die gute Gelegenheit Augusten, mit dem er schon lange in Mißvernehmen stand, zu kränken, und ließ sogleich ein Corps von 18000 Mann in Schlessen zusammen ziehen, um den Sächsischen Truppen den Eingang in Pohlen zu versperren. August ging um diese Zeit nach Warschau, und Friedrich Wilhelm schickte ihm in Crossen den Feldmarschall von Grumbkow entgegen, um ihn von seiner Freundschaft versichern, und zu erkennen geben zu lassen, daß er ihm in seinen Absichten nicht entgegen seyn würde. August freute sich einen guten Trinkbruder an den Hrn. v. Grumbkow zu finden. Er blieb zwey Tage mit ihm in Crossen, und beyde Herren thaten des Guten hier so viel, daß August, als er nach Warschau kam, we-
nige

nige Zeit darauf starb, Grumbkows Gesundheits aber Zeitlebens erschüttert blieb.

Die in Schlesien stehenden Truppen des Kaisers erhielten nunmehr eine völlig entgegenetzte Bestimmung. Anstatt daß sie vorher zum Besten des Primas gegen den Vater gebraucht werden sollten, so wurden sie jetzt zum Besten des Sohnes gegen den Primas gebraucht. August III. bestieg nun ohne große Schwürigkeit den Thron seines Vaters, und Stanislaus Leszinsky, von Frankreich und dem Primas unterstützt, jetzt zum zweytenmal als König ausgerufen, mußte fliehen.

Friedrich Wilhelm vermählte darauf im Monath Junii 1733 den Kronprinzen mit der Prinzessin Elisabeth Christine von Bayern zu Salztal. Sie war eine Nichte der Kaiserin, und der Wiener Hof hatte durch Seckendorf diese Angelegenheit so eingeleitet, daß die Verlobungsfeierlichkeiten schon im März des vorigen Jahres vollzogen worden waren. Ohnerachtet des Mißvergnügens des Königs gegen den Kaiserl. Hof ging die Vermählung doch vor sich, und Friedrich Wilhelm hielt sich mit seiner Familie beinahe 8 Tage zu Salztal auf. Nach seiner Rückkunft ward die Vermählung des Erbprinzen Carl von Braunschweig mit der Tochter des Königs der Prinzessin Philippine Charlotte zu Berlin vollzogen.

Unterdessen war während dieser Verhandlungen zwischen Frankreich und dem Kaiser der Krieg ausgebrochen, indem die erste Macht den Stanislaus Leszinsky, die andere aber den Churfürsten von Sachsen begünstigte. Ludwig XV. ließ darauf nur Rettung seines Schwiegervaters drei Bataillons Truppen bei Danzig ans Land
setzen,

segen, die indessen sehr bald von den Russen geschlagen und gefangen genommen wurden. Stanislaus befand sich mit seinen treuen Anhängern in Danzig, welches von den Russen hart belagert und aufs äußerste gebracht wurde. Er rettete sich indessen noch vor der Uebergabe der Stadt durch die Flucht, und kam als ein Bauer verkleidet durch die sonderbarsten Abentheuer glücklich nach Marienwerder, wo er sich unter Preussischen Schutz begab, und von da nach Königsberg ging.

Die Französische Armee war indes über den Rhein gegangen und hatte sich der Reichsfestung Kehl bemächtigt. Der Wiener Hof reclamirte so wohl die tractatmäßige Hilfe, und Friedrich Wilhelm, der gern in dem Pohlnischen Kriege neutral geblieben war, konnte sich nicht entbrechen dem Kaiser 10,000 Mann Hülfsstruppen zu geben. Sie brachen unter dem General Köder nach dem Rhein auf und der König folgte ihnen in Begleitung des Kronprinzen sehr bald nach. Er kampirte bey seinen Truppen, vürtirte mit Abbruch des Tages das Lager, ging täglich nach dem Hauptquartier, und bewies dem Prinzen Eugen große Hochachtung. So oft der Prinz Kriegsrath hielt, ließ er den König dazu einladen, und dieser erschien auch jedesmal. Da er es seinen Truppen an nichts fehlen ließ, so erwarb er sich bald ihre Liebe. Seem hätte der König gewünscht, die Reichsfestung Philippsburg zu entsetzen; allein Eugen fand die unmöglich. Sie ward nur durch vieles Blut von den Franzosen erobert, und der Marschall von Berwick verlohr dabey sein Leben, indem eine Kanonenkugel ihm den Kopf

Kopf wegriß. Friedrich Wilhelm ging darauf nach Berlin zurück.

Der König kam krank vom Rhein und traf in den kläglichsten Umständen in Potsdam ein. Ein zurückgetretenes Podagra setzte ihn in Lebensgefahr, nur durch die Geschicklichkeit seiner Aerzte ward er für diesmal gerettet. Er betrachtete eine Genesung selbst als ein Wunderwerk und schenkte dem Armenhause zu Berlin 100,000 Thaler. Er nahm sich der vom Kaiser bedrückten Protestantisches Gemeinen in Ungarn an, und bat ihn, die ihnen entriessenen Kirchen, Schulen und Bethäuser wieder einzuräumen, wogegen er den Katholiken in seinen Staaten allen Schutz versprach.

Indessen ging der Krieg zwischen Frankreich und dem Kaiser noch immer fort, und Sekendorf hatte seinen Gesandtschaftsposten in Berlin verlassen und war zur Armee gegangen. Sobald dieser Minister sich von hier entfernt hatte, war es dem Marquis de la Chetardie sehr bald gelungen, den Feldmarschall von Grumskow für Frankreich zu gewinnen. Der Kaiser schickte darauf den Fürsten von Lichtenstein nach Berlin, um den König zu bewegen, ihm einige Millionen Gulden vorzuschießen. Grumskow wußte sein Gesuch sehr leicht zu hinterreiben; indem er dem König vorstellte, der Kaiser ginge darauf aus, ihn mit Frankreich zu erzwängen, und dieses würde ihn in der Erbsolge von Jülich und Bergen sehr nachtheilig seyn. Der Fürst von Lichtenstein war also in seinen Unterhandlungen nicht glücklich; er erhielt weiter nichts, als daß der König einige Pontons von neuer Erfindung nach dem Rhein sandte, und die

die

die bundesmäßigen Hülfstruppen mit einigen hundertern vermehrte.

Indessen fiel in diesem neuen Feldzuge wenig von Bedeutung vor. Sickingen hatte das Commando einer Kaiserlichen Armee an der Mosel erhalten. Als er und Coigni aber im Begriff waren, einander eine Schlacht zu liefern, erfuhren sie, daß zwischen ihren Höfen die Friedenspräliminarien abgeschlossen wären; und bald darauf ward der Friede bekannt. August ward von Frankreich als König erkannt; Lothringen erhielt Stanislaus, Toëcana Carl Schmiegersohn der bisherige Herzog von Lothringen. Don Carlos erhielt beide Sicilien, und zur Entschädigung mit Parma u. Piacenz zufrieden seyn mußte. Dis hieß von Seiten Carl's VI. die Ehre gewiß sehr theuer erkauft, August von Sachsen zur Polnischen Krone verholfen zu haben.

Nach diesem Frieden folgte eine genaue Verbindung zwischen Frankreich und dem Kaiser. Friedrich Wilhelm welcher gehofft hatte, daß man in dem Friedenstractat etwas für ihn zum Vortheil der Jülich-Bergischen Erbfolge festsetzen würde, sah sich gänzlich übergangen. Er empfand darüber den lebhaftesten Verdruß, und da der beynahe 80 jährige Churfürst Carl Friedrich von der Pfalz jeden Augenblick mit Tode abgehen konnte, so setzte sich Friedrich Wilhelm, welcher an dem Hause Sachsen einen mächtigen Mitwerber fand, in eine furchtbare Verfassung, welches um so nöthiger war, da der Pfalzgraf von Sulzbach die ganze Erbschaft ungetheilt zu besitzen verlangte und von Frankreich darin öffentlich unterstützt ward. Der König machte gewaltige

Zurüstungen in Westphalen, so daß er die beiden Herzogthümern Jülich und Bergen sofort im Fall des Todes des Churfürsten von der Pfalz mit einer Armee von 45,000 Mann hätte überschweben können.

Um diese Zeit kam Stanislaus aus Königsberg nach Berlin, um von seinem Herzogthume Lothringen Besitz zu nehmen. Der König erwies ihm sehr viel Ehre, und dieser merkwürdige Mann verließ Berlin mit vieler Empfindung von Freundschaft und Liebe gegen Friedrich Wilhelm.

Indessen verursachten die Streifereien der Tataren ins Russische Gebiet, worüber die Kaiserin von Rußland in Constantinopel Beschwerden führte, die aber nicht gehört wurden, einen Krieg zwischen Rußland und der Pforte. Die Russen eroberten in demselben die Krim und verheerten, wiewohl nicht ohne Verlust des größten Theils ihrer Armee, die Tatarci. Dennoch war die Armee siegreich gegen die Türken. Mianach belagerte Oskakow. Ein Pulvermagazin slog in die Luft und zerstörte einen Theil der Stadt. Die Russen besürzten dieselbe und eroberten sie mit dem Schwerte in der Hand. Die Stadt ward auf das grausamste geplündert (1736).

Diese großen Vortheile der Russen gegen die Türken reizten den Ehrgeiz der Despoten. Man überredete den Kaiser, jetzt sei es Zeit die Türken anzugreifen, und diese Feinde des christlichen Glaubens aus Europa zu treiben und ihrer Barbarei ein Ende zu machen. Die Kaiserin und der Minister von Bartenstein waren eigentlich die Triebfedern derselben und der unverschämte Seckendorf, welcher noch dem Tode Eugens, die Rolle dieses großen Mannes ohne seine Talente zu besetzen

besitzen, nachspielen wollte, reiste sie durch seine Intriguen noch mehr dahin an. Er commandirte unter dem Herzoge von Lothringen die Kaiserliche Armee als General in Chief. Im ersten Anfall eroberte er Niha ohne Schwertschlag. Diese Eroberung war mehr blendend als reek; und sie war der Anfang und das Ende des Glücks der Oesterreichischen Armee; denn so wie sich die Türken vor diesem Ort nur zeigten, so war er auch wieder verlohren. Der Prinz von Hildburghausen ward geschlagen; und bald darauf Ahevenhüller. Seckendorf selbst aber räumte die schöne Kaiserliche Armee durch Hin- und Hermarschen und zeigte sich als einen unwürdigen Nachfolger Eugens. Diese üble Wendung des Krieges in Ungarn schlug den Kaiser nieder. Er sah, wie viel er an einem Eugen verlohren hatte, und unmuthevoll über den schlechten Erfolg seiner Waffen rief er aus: „So ist denn das Glück meines Staats mit diesem Helden gestorben?“

Sobald Seckendorf nach Endigung des Feldzugs in Ungarn nach Wien kam, so ergiff er Hausarrest. Das Volk, aufgebracht über einen General, welcher mit dem Munde die Türken aus Europa jagte, lief insankten und besärrnnte seinen Pallast. Zweis Compagnien Reuter mußten den Aufstand zerstreuen. Er ward von dem Hofkriegsrath in Untersuchung genommen, und oberrachtet er sich standhaft vertheidigte, verurtheilt. Er würde den Kopf verlohren haben, wann die Kaiserin nicht sein Urtheil hätte zu mildern gewillt. Er ward indessen auf die Festung Glas geschickt, wo er so lange als ein Staategefangener lebte, bis ihn Maria Theresia nach dem Tode ihres Vaters

Bater's entließ. Er ging darauf in Bayerische Dienste und führte nun gegen seine Vorkämpferin, wiewohl mit eben so schlechtem Erfolg, wie in Ungarn, Krieg.

Nach ihm erhielt Königseck das Commando gegen die Türken. Dieser gerann zwar bei Kosnia einige Vortheile gegen dieselben, verlor aber Alt- und Neu-Orsova und war in der Schlacht bei Mehadia gegen sie unglücklich. Er ward darauf von der Armee entsetzt und der Feldmarschall Olivier Wallis erhielt das Commando. Dieser, noch unglücklicher wie seine Vorgänger, verlor bei Belgrad eine Hauptschlacht, ließ 20000 Mann auf dem Platz, ging über die Donau zurück und überließ Belgrad den Feinden. Diese wichtige Festung, welche nun keinen Vertheidiger mehr hatte, ward von den Türken erobert.

So viele Unglücksfälle und die herannahende Schwäche des Kaisers heischten laut den Frieden. Die Russen wünschten ihn nicht weniger, und nun eilten beide Mächte einander zuzukommen. Der Feldmarschall Neuperg erhielt uneingeschränkte Vollmacht, den Frieden auf jedem Fall zu schließen. Er begab sich unvorsichtig ohne einen Pass in das Türkische Lager. Die Türken machten ihn auf der Stelle zum Gefangenen. Nun unterzeichnete er aus Furcht einen überreichten Frieden; und das Königreich Servien, Belgrad und Desowa blieben in den Händen der Türken.

Friedrich Wilhelm hatte an diesem Kriege keinen Theil genommen, auch dem Kaiser keine Hülfstruppen geschickt; dagegen wählten verschiedene Officiere dem Feldzuge in Ungarn als Volontairs bei. Aber

ſie waren nur Zeugen des Unglücks der
Kaiſerlichen Heere

Gegen die Jahre 1738 bis 1740 bemerkte
man einen merklichen Verfall an der Ge-
ſundheit des Königs. Seine Kränklichkeit
verleitete ihn daher oft zur Strenge, ja zu-
weilen zur Härte. Ein gewiſſer Baden, vor-
mals Amtmann im Magdeburgiſchen, jetzt
im Cabinet des Königs angeſtellt, mißbrauche-
te das Vertrauen des Monarchen in den
innern Angelegenheiten des Landes ſehr.
Aber ein weit gefährlicher Mann war ein
gewiſſer Eckert. Entſproſſen, aus der nie-
drigſten Klaſſe des Volks, denn er war in
Braunſchweig Faſanenwärter geweſen, hat-
te er ſich bis zum Geheimen Finanzrath
emporgeſchwungen, hatte den Adel erlangt
und war Ritter des Ordens de la Genero-
ſité. Er war die Geißel aller Provinzen,
behandelte die Domainen-Kammern mit äuf-
ſerſter Frechheit, und hatte Gunſtbezeugun-
gen der Räte oder Caſſationen in ſeiner
Gewalt. Vor ihn zitterte der Rath, vor
ihn beugte ſich der Miniſter. Niemand
wagte es zuletzt mehr ſich gegen ſeine Un-
terdrückung zu beklagen, denn indem er den
Willen des Königs als Geſetz aufſtellte, ge-
bot er jedermann Stillschweigen. So ti-
ranniſirte dieſer Menſch in den Provinzen
von Pommern und Preußen, wohin ihn der
König geſchickt hatte, machte durch ſein
übermächtiges Benehmen den Landesherren
verhaßt, und plagte das Land bis zum To-
de des Monarchen.

Der ſtarke und aufgedehnte Bau zur Er-
weiterung und Vergrößerung Berlins, wel-
cher dem Könige Millionen koſtete, ſtürzte
dennoch viele Familien und richtete ſie völ-
lig zu Grunde. Der Obrist von Derſchau,
der

der dabel die Oberaufsicht hatte, verfuhr mit großer Härte. Er zwang viele Personen, wenn sie gleich schon Häuser besaßen, dennoch auf ihre Kosten in einer abgelegenen Gegend der Stadt, ein neues zu bauen. Königliche Räte, wenn sie gleich noch keine Besoldung hatten, mußten sich dennoch dem Bauen unterziehen. Viele geriethen darüber an den Bettelstab. Die Einrichtung des Canton Wesens im ganzen Lande drückte die Unterthanen ebenfalls ungemein, und die strengen Verbungen in und ansehr halb Landes, wodurch Niemand von einer ansehnlichen Größe vom Soldatenstande frei war, führte manche Familie in Kummer und in ein Labyrinth vom Elend. Geschicklichkeit und Wissenschaften fanden hier keine Schonung, und manches vortrefliches Talent ward hier auf ewig vergraben.

In der Mitte des Jahres 1739 starb der Feldmarschall von Grumbkow. Sein Tod erfolgte noch zu rechter Zeit, denn er war seinem Fall nahe. Dieser Minister fürchtere das Genie des Kronprinzen, und da er die Verwegenheit hatte, die Königin zu hassen, so suchte er eine beständige Uneinigheit in der Königlichen Familie zu unterhalten. Sein Tod erregte nicht das Bedauern des Königs, denn nachdem dieser seine Papiere gelesen hatte, beschuldigte er ihn der Treulosigkeit und sprach nur mit Verachtung von ihm.

Der König ging in diesem Jahre noch nach Preussen und hielt die Revue bey Weßlau. Der Kronprinz und der Fürst von Ansbach-Deßau begleiteten ihn. Von da ging er nach Preussl. Littauen und besah diese Provinz, welche er aus einer Büsteney in ein vor-

treffliches mit Städten und Dörfern versehenes Land verwandelt hatte. Hieraus hielt er die Neube bey Königsberg. Er befand sich nicht wohl. Er ging dann bey Pillau zu Schiffe und fuhr nach Danzig. Von da ging er nach Pommern. Er hatte seine Heiterkeit verlohren und so kam er nach Neugard zu dem dort stehendem Dragouer Neupilment, welches durch seine üblen Manöuvres ihn noch migmüthiger machte. Im Anfang des Novembers ward er zu Berlin mit den heftigsten Podagra schmerzen befallen. Er besserte sich indessen etwas, verfiel aber bald darauf in einen üblern Zustand. Urzneyen wolten nun nicht mehr anschlagen und die Kunst der Nerzte blieb ohne Wirkung. Er ward von Woche zu Woche schwächer und dis dauerte bis zum April 1740.

In diesem Monath fühlte sich der König ein wenig besser und ließ sich in der Hofnung, daß die Veränderung der Luft und der heranabende Frühling ihn wieder herstellen würden, nach Potsdam bringen. Ehe er Berlin verließ schenkte er den Armen 100,000 Thaler. Es herrschte daselbst eine große Noth; allein der König konnte nicht bewegt werden, seine Magazine zu öffnen. Unerachtet verschlimmerte sich sein Zustand so, daß man glaubte, er würde die Nacht von 27sten May nicht erleben. Die Königin schickte sogleich einen Courier an den Kronprinzen nach Rheinsberg. Allein der König erhobte sich den folgenden Tag noch einmal, so daß er sich einen Stuhl in den Garten bringen und auf dem Paradeplatz herumfahren ließ. So fand ihn der Kronprinz. Die Art wie der kranke König seinen Sohn empfing, gewährte einen rührenden Anblick. Sobald er ihn von weiten erblickte, streckte

streckte er die Arme nach ihm aus, in die der Prinz sich weinend stürzte. In dieser Stellung blieben sie eine Zeitlang sprachlos. Endlich unterbrach der König das Still-schweigen. Er sagte zu ihm; „er sey zwar immer strenge gegen ihn gewesen, habe ihn aber doch stets mit väterlicher Särlichkeit geliebt, und es sey ein großer Trost für ihn, daß er ihn jetzt wieder sehe.“ Der Prinz antwortete; er habe immer die zärtlichste Hochachtung für ihn gehabt, und er habe zu Gott das Vertrauen, daß er ihm einen so gütigen Vater erhalten werde. Der König antwortete, seine Stunde sey gekommen, er habe nur noch wenige Tage zu leben und die wolle er dazu anwenden, ihn von dem Zustande, worin er den Staat verlasse, zu unterrichten. Zugleich ließ er sich in sein Zimmer bringen, und der Prinz folgte ihm. Sie blieben zwey Stunden allein zusammen. Nach dieser Unterredung ließ der König seine Freunde in sein Zimmer rufen, und sagte: Er habe nun auf dieser Welt nichts mehr zu thun. Er bitte Gott um nichts weiter, als um einen schnellen und leichten Tod. Darauf ließ er seinen Sarg, der von Eichenholz mit Kupfer beschlagen war, bringen, betrachtete ihn mit Heiterkeit und sagte zu den Umstehenden: „In diesem Bette werde ich recht ruhig schlafen.“ Dann ließ er den Cabinetssecretary Eichel kommen und denselben einen Aufsch, wie es mit seiner Beerdigung gehalten werden sollte, vorlesen. Er unterließ sich darauf noch mit einigen Seelsorgeen, empfahl seine Seele dem Herrn der Natur und schlummerte sanft den 31. May 1740 der ewigen Ruhe entgegen.

Friedrich Wilhelm hatte sich im Jahre 1707 mit Sophie Dorothea, Tochter des Churfürsten

fürsten Georg von Hannover, nachherigen Königs von England vermählet. Er hatte mit dieser einzigen Gemahlin vierzehn Kinder gezeuget, von denen sein unsterblicher Sohn Friedrich II. sein Nachfolger war. Er hinterließ bey seinem Tode eine vortrefliche Armee von 66,000 Mann, einen Schaß von beynähe 9 Millionen Thaler, und einen wohlgeordneten, vortreflich eingerichteten Staat.

Friedrich Wilhelm war von mittler Größe, hatte große Augen voll Leben und Feuer, und war wohlgebaut. In seinem Betragen war er heftig, als schnell, wo nicht gierig, aber nicht delicat. Er liebte den Wein, mußte aber gegen das Ende seines Lebens darauf Verzicht thun. In der Liebe war er der enghaltfamste Mann seines Zeitalters. Er war ein strenger Vater und Gemahl, aber ein treuer Ehemann. Ohne alle Pracht liebte er aus Grundsatz die Simplicität und trug beständig die Uniform seines Regimente. Es fehlte ihm gar nicht an Muth, er hatte in den Feldzügen in Flandern und vor Straßund Beweise davon gegeben. Seine Geistesgaben waren vortreflich, und obgleich seine Erziehung war vernachlässiget worden, so wußte er sich doch sehr leicht alles Gute zu Nutzen zu machen, und begrif es mit Leichtigkeit. Eine verkehrte Erziehungsmethode hatte ihm einen Ekel gegen jede Art von Wissenschaften gebracht, die er vielleicht ganz aus seinen Staaten verbannet haben würde, wenn er ihre Unentbehrlichkeit und unverkennbaren Nutzen selbst bey den Soldatenstande nicht hätte anerkennen müssen. Ein großer Soldatenfreund, stets gerüstet, schien nur kein Militärheld, weniger dem Bürger geneigt. Unter seinem Scepter war alles Soldat, schon der Jüngling

Jüngling war entrollt. Da er den Friesden liebte, so ließen ihn seine Minister fünfzig Tractaten und Conventionen schließen ohne daß sie alle ihn zu einem reellen Nutzen geführt hätten. Seine Bündnisse mit dem Kaiser leiteten ihn zu Nichts, und die enge Freundschaft mit August von Pohlen gewährte ihm wenig Vortheil. Beides sah er am Ende seines Lebens, wiewohl zu spät ein. Den Vorwurf des Geizes verdiente er von seinen Zeitgenossen nicht. Er besaß eine kluge Sparsamkeit, welche die Frucht einer weisen, wohlgeordneten Oekonomie war; denn er verwandte Millionen zur Verbesserung seiner Länder, begünstigte Fabriken und Manufacturen, unterstützte sie mit vielem Gelde und gab mit freigebiger Hand zur Erweiterung von Berlin und Potsdam erstaunliche Summen her. — Wenn er beim Tode August sich hätte in die Pohlenischen Unruhen mischen wollen, so würde er schon damals Westpreußen zu seinen Staaten haben bringen können; allein er wolte kein ungewisses Spiel wagen, und so begnügte er sich mit der erhaltenen Vergrößerung von Stettin, welche im Grunde betrachtet doch mehr ein Kauf, als eine Eroberung war. — In seinen Religionsgrundsätzen war er streng, hielt stark auf Ausübung derselben, achtete das alte Testament nicht, hielt aber desto fester am neuen. Obgleich seine Unterthanen mit starken Abgaben belegt waren, so waren seine Staaten doch im Flor. Schwerer war sein Arm dem Diebe. Ein eifriger Protestant aus Grundsatz, haßte er die Katholiken, verfolgte sie aber nie, drückte nie eine Sekte. Er sah, las und untersuchte alles selbst. Ein starker Arbeiter, ausdauernd und immer in Thä-

tigkeit war die strengste Redlichkeit in allen seinen Handlungen seine Richtschnur. Die fortdauernde Strenge seiner Regierung machte seinen Unterthanen seinen Verlust nicht bedauern, er nahm zwar ihre Bewunderung aber nicht ihre Liebe ins Grab.

* Kurze Bemerkung wegen der Kupfer.

Das der Plan in Rücksicht der Kupfer in der Art geändert worden, daß nunmehr 12 historische Kupfer zu den Monaten, und daher nicht so viele Portraits als sonst erscheinen, wird hoffentlich allgemeinen Beyfall erhalten. Zu welchen Stellen die historischen Kupfer gehören, sagt ihre Unterschrift, und die darauf befindliche Seitenzahl. Sie sind sämmtlich des unnachahmlichen Hrn. D. Chodowiecki würdig, mehrere aber zeugen besonders von der ihn allein eigenen treffenden Darstellung.

Die vier Portraits Königlicher Staatsminister, sind nach den besten Originalen gearbeitet, die man hat erhalten können. So viel kann man mit gutem Gewissen versichern, daß sie mit der größten Treue und Richtigkeit nach den Originalen dargestellt sind.

Da, wo die Geschichte der Geburt Friedrich's des Großen erwähnt, glaubte man, würde es seinen Verehrern angenehm seyn, ein Bild von ihm in seinen Kinderjahren vorzufinden. Das Bild, welches also von ihm an der besagten Stelle geliefert wird, ist nach dem Originale von Pögne, das er von ihm in jenen Zeiten machte, und welches in dem Cronprinziplichen Palais zu Berlin aufbewahrt wird, gestochen worden. Alle, die es kennen, behaupten, daß viele Anlagen zu den nachherigen Geschicksjügen Friedrich's des Großen darinn unverkennbar wären.

Berlin im August 1792.

Verf.